

Universität Siegen
Fakultät I – Philosophische Fakultät
Studiengang: Sozialwissenschaften

Masterarbeit zur Erlangung des Grades Master of Arts

**Das alltägliche Arrangement von
Homeoffice, Kinderbetreuung und Paarbeziehung**

Eine qualitative Analyse von Paarinterviews
während der COVID-19-Pandemie

Erstgutachterin: Prof. Dr. Karin Schittenhelm

Zweitgutachter: Prof. Dr. Thomas Klatetzki

Michelle Buller

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|-----|
| 1 Einleitung | 3 |
| 2 Forschungsstand | 6 |
| 3 Theoretische Hintergründe | |
| 3.1 Konstruktivistische und interaktionistische Ansätze | 11 |
| 3.2 Paarsoziologische Annahmen | 14 |
| 4 Empirische Erhebung und Methoden | |
| 4.1 Paarinterviews | 19 |
| 4.2 Sampling und Feldzugang | 20 |
| 4.3 Interviewführung | 22 |
| 4.4 Auswertung mit der dokumentarischen Methode | 25 |
| 5 Präsentation der Ergebnisse | |
| 5.1 Kurzdarstellung der Interview-Paare | 28 |
| 5.2 Paarkonstellationen im Werdungsprozess | |
| 5.2.1 Paarwerdung und „Bewährungsprobe“ | 31 |
| 5.2.2 Elternwerdung und Arrangement der Elternzeit | 38 |
| 5.2.3 Zwischenfazit | 43 |
| 5.3 Paarbeziehung, Kinderbetreuung und Erwerbsarbeit während der Pandemie | |
| 5.3.1 Paarbeziehung im familiären Alltag | 45 |
| 5.3.2 Arrangement der Kinderbetreuung | 53 |
| 5.3.3 Erwerbsarbeit im Homeoffice | 61 |
| 5.3.4 Zwischenfazit | 69 |
| 6 Diskussion der Ergebnisse | |
| 6.1 Alltägliches Arrangement im Corona-Lockdown | 73 |
| 6.2 Fortwirkung der Paarkonstellation und Retraditionalisierung? | 78 |
| 7 Reflexion und Ausblick | 84 |
| 8 Fazit | 87 |
| | |
| Tabellenverzeichnis | 91 |
| Literaturverzeichnis | 92 |
| Selbstständigkeitserklärung | 102 |

1 Einleitung

Die globale COVID-19-Pandemie¹ ist ein historisch einschneidendes gesellschaftliches Ereignis im noch frühen 21. Jahrhundert. In der Folge der sogenannten „ersten Welle“ der Corona-Krise und der damit einhergehenden Phase umfangreicher Maßnahmen zur Pandemie-Bekämpfung Mitte März 2020 – im Folgenden untechnisch als (erster) „Lockdown“ bezeichnet – mussten viele vornehmlich akademische Arbeitnehmer*innen ihren Arbeitsplatz ins Homeoffice verlegen und ihre Kinder zu Hause betreuen. Die Situation der betroffenen Familien während des Corona-Lockdowns bietet Soziolog*innen damit ein einmaliges Forschungsfeld. Durch das Drängen in die eigenen vier Wände musste das Arrangement von Privat- und Arbeitsleben, von Homeoffice und gleichzeitiger Kinderbetreuung mit dem Partner oder der Partnerin (neu) organisiert und ausgehandelt werden.

Die damalige Bundesfamilienministerin Franziska Giffey sagte im Mai 2020, das gleichzeitige Betreuen der Kinder durch die Schul- und Kitaschließungen in der Pandemie und das Arbeiten im Homeoffice sei „anstrengend, aber machbar“ (zit. nach Vorsamer 2020). Doch ist diese politische Einordnung treffend? Welche Erfahrungen machen im Homeoffice arbeitende Paare mit Kita- und Grundschulkindern? Wie gelingt die Trennung von Privat- und Arbeitsleben und die sogenannte „Work-Life-Balance“? Welche Chancen oder Hindernisse gibt es für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf und eine egalitäre Partnerschaft? Welchen Einfluss hat die Corona-Pandemie auf die familiäre Situation und wie wird der Alltag in der Pandemie empfunden – stellt dieser eine Zäsur für das familiäre Zusammenleben dar? Inwiefern können Paare auf dasjenige Arrangement zurückgreifen, welches sie sich im Laufe ihrer Beziehung angeeignet haben? Diese und andere Fragen sollen in dieser Arbeit behandelt werden.

Die Aktualität dieser gesellschaftlichen Ausnahmesituation und ihrer möglicherweise langfristigen Folgen für das geschlechtsspezifische Arrangement in Familien begründet die Relevanz dieses empirischen Forschungsvorhabens. Denn einige im ersten Jahr der Pandemie 2020 veröffentlichte quantitativ ausgerichtete Studien belegen die anhaltende Benachteiligung und Belastung von Frauen bzw. Müttern² in der Erwerbssphäre sowie

¹ Im Folgenden werden die Begriffe „COVID-19“, „Corona“ und „Lockdown“ teilweise synonym verwendet und es erfolgt keine genauere Unterscheidung der mittlerweile im alltäglichen Sprachgebrauch geläufigen Begriffe.

² Es sei vorab darauf hingewiesen, dass mit den hier erhobenen Daten nur Personen erfasst wurden, die sich als „Frau“ oder „Mann“ identifizieren. Die geschlechterinklusive Formulierungen in diesem Text sollen alldiejenigen einschließen, die sich nicht mit dem binären System identifizieren können.

im privaten Bereich und sprechen in diesem Zusammenhang von einer „Retraditionalisierung“ der Geschlechterverhältnisse (vgl. z.B. Kohlrausch/Zucco 2020; Bünning/Hipp/Munnes 2020; vgl. Kap. 2). Die Absicht dieser Untersuchung ist es, einen Beitrag zu einer noch wenig erforschten qualitativen Perspektive auf das Alltagsleben im COVID-19-Lockdown zu leisten und damit eine Forschungslücke zu schließen. Statt einer quantitativen Erhebung, welche Unterschiede – beispielsweise anhand geschlechtsspezifischer Aufteilung von Arbeitsstunden – *messen* will, soll mit einem qualitativen Design *verstanden* werden, welche Auswirkungen die Pandemie auf das Arrangement von Paaren bzw. Eltern hat und wie sich das partnerschaftliche Miteinander konstituiert und alltäglich vollzieht. Der Erkenntnisgewinn liegt darin, die Paarbeziehung in der Interaktion selbst zu erleben und Paardynamiken zu rekonstruieren. Neu und bisher einzigartig ist an dieser Untersuchung, dass der Alltag im Corona-Lockdown im Kontext der in der Paarbeziehung etablierten Konstellation untersucht wird. Dazu wurde in den vier im Herbst 2020 erhobenen Paarinterviews mit erwerbstätigen Eltern die gemeinsame Paargeschichte bzw. -biografie abgefragt.

So viel sei vorab zu den drei untersuchten Paaren gesagt: Die prägendste Erfahrung im Pandemie-Lockdown war, dass sie mehr Zeit als Familie verbringen konnten, die Doppelbelastung von Arbeit und Familie aber schwer zu vereinbaren war. Für das erste Paar, Familie Anders³, war der pandemische Lockdown deshalb insofern eine positive Erfahrung, als dass sie viel Zeit mit ihrem Kleinkind verbringen konnten. Anton Anders' Arbeitsaufkommen war im Homeoffice verringert und er konnte seine Arbeitszeiten flexibel auslegen. Seine Frau, Anja Anders, musste allerdings das Schreiben an ihrer Dissertation aufgeben und war ausschließlich auf die Rolle als Mutter zurückgeworfen. Bei Familie Berger war die Situation durch das Homeoffice eine nicht leicht zu vereinbarende, auch wenn sie mehr Zeit als Familie verbringen konnten. Als Eltern zweier Kita- und Grundschulkindern mit einer hohen Orientierung am beruflichen Erfolg war das Homeoffice für sie eine „Falle“, die dazu verleitete, noch mehr zu arbeiten. Das letzte Paar, Familie Claßen, strebt eine egalitäre Aufgabenverteilung sowie ein gleichberechtigtes Arrangement in der Paarbeziehung an und empfand die Vereinbarkeit von Arbeit und Privatleben und insbesondere der Kinderbetreuung während des Corona-Lockdowns als schwierig.

Bei der Auswertung der Interview-Daten wurde folgende Forschungsfrage unter-

³ Die Namen der Interviewten sowie alle anderen persönlichen Daten wurden vollständig anonymisiert.

sucht: *Wie wurde der Alltag von im Homeoffice arbeitenden Paaren mit Kindern arrangiert und wie prägte die im Prozess der Paar- und Elternwerdung gewordene Paarkonstellation das Miteinander in der Pandemie?* Die Untersuchung hat zum Ziel anhand von Paarinterviews zu erforschen, wie erwerbstätige Eltern diese neue durch die Pandemie verursachte Situation als Paar bzw. Familie erlebt haben. Dabei sollen durch die Erzählungen der Befragten ihre „subjektive[n] Wirklichkeiten und subjektive[n] Sinnkonstruktionen und Alltagstheorien“ (Misoch 2019, 2) verstehend nachvollzogen werden. Es wird hierfür ein exploratives Vorgehen verfolgt, an dessen Anfang eine offene Forschungsfrage steht (vgl. ebd., 28). Die hier eingenommene Perspektive ist eine wissenssoziologische, sozialkonstruktivistische und geschlechtersoziologische. Zur Auswertung der Daten wird die dokumentarische Methode zur Anwendung kommen. Diese geht auf die Wissenssoziologie Karl Mannheims zurück und geht von der These aus, dass Wissen nicht individuell, sondern kollektiv ist. Demnach sind Individuen verbunden, z.B. mit den Personen der eigenen Generation oder des eigenen Geschlechts (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, 288).

Im Rahmen der Untersuchung wird im folgenden Kapitel zunächst der aktuelle Forschungsstand dargestellt. Dieser bezieht sich auf die geschlechterspezifischen Implikationen des Arrangements von Kinderbetreuung und Erwerbsarbeit von erwerbstätigen Eltern während der Pandemie. Die hier eingenommene theoretische Perspektive auf das alltägliche Handeln („Doing“), auf das Geschlecht („Doing Gender“) und auf Paarbeziehungen („Doing Couple“) soll daran anschließend in ihren Grundzügen dargelegt werden. Im darauffolgenden Kapitel werden die empirische Untersuchung und die Auswertungsmethode vorgestellt. Die Struktur der Präsentation der empirischen Ergebnisse orientiert sich an der narrativ inszenierten Paargeschichte der Interviewpartner*innen: Beginnend bei der Kennenlerngeschichte der Paare, der Paar- und Elternwerdung, wird das Arrangement bzw. die paardynamische Konstellation der Paare vor der Corona-Pandemie rekonstruiert. Darauf folgt die Untersuchung des alltäglichen Arrangements von Paarbeziehung, Kinderbetreuung und Erwerbsarbeit während des Lockdowns. Anschließend folgen in einer Schlussdiskussion die Zusammenführung und Deutung der Ergebnisse und eine kritische Reflexion der Arbeit sowie ein Ausblick auf mögliche folgende Forschungen. In diesem Zusammenhang soll auch der Bogen geschlagen werden zu der eingangs aufgeworfenen These der „Retraditionalisierung“ der Geschlechterverhältnisse durch die Pandemie bzw. den Lockdown. Abschließend erfolgt eine Zusammenfassung der Ergebnisse.

2 Forschungsstand

Ziel dieses Kapitel ist es, den aktuellen sozialwissenschaftlichen Forschungsstand hinsichtlich empirischer Studien darzustellen, die unmittelbar das Forschungsthema betreffen. Bezug genommen wird ausschließlich auf Studien, die sich mit den Auswirkungen der Pandemie in Deutschland beschäftigen. Augenmerk soll dabei auf die häufig auch medial postulierte These gelegt werden (vgl. z.B. Allmendinger 2020a, Mühl 2020), dass die Corona-Krise zu einer „Retraditionalisierung“ der Geschlechterverhältnisse führt. Diese These soll anhand der beiden unterschiedlichen „Lager“, die diese These entweder validieren oder verwerfen, geprüft werden. Weitere Ausführungen betreffend wissenschaftliche Befunde zu Doppelkarriere-Paare finden sich im nächsten Kapitel.

Zu den Studien, die die These einer „Retraditionalisierung“ nicht bestätigen, gehört die „Mannheimer Corona Studie“ aus April 2021, welche einer der ersten empirischen Untersuchungen zu Erwerbstätigkeit und Kinderbetreuung in der Pandemie ist. Demnach arbeitete durch den Lockdown etwa ein Viertel der Beschäftigten im Homeoffice (vorher waren es etwa elf bis 13 Prozent). Dabei handelte es sich hauptsächlich um Personen mit hohem Bildungsabschluss und gutem Verdienst (Möhring et al. 2020, 2). 93 Prozent der Eltern mussten ihre Kinder zu Hause betreuen, wobei aufgrund der Ansteckungsgefahr in vielen Fällen auf die Betreuung durch die Großeltern verzichtet wurde (ebd.). In knapp der Hälfte aller Haushalte wurde die Kinderbetreuung nur durch die Frau übernommen, dieser Wert stieg durch den Lockdown nur minimal an (ebd., 13). Die Autor*innen folgern, dass „die aktuellen Werte nicht unbedingt eine Verstärkung der Geschlechterungleichheit im Vergleich zu vor der Corona-Krise“ (ebd., 13) zeigen.

Auch eine Bevölkerungsstudie des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung kommt zu dem Ergebnis, dass sich die These der „Retraditionalisierung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung“ nicht bestätigen lässt (Bujard et al. 2020, 52). Zum einen, weil die elterliche Aufgabenverteilung vor der Krise sowieso schon überwiegend traditionell organisiert war, sich insofern also kein Rückschritt vollzog und, zum anderen, weil die Geschlechterunterschiede bei der Zeitverwendung für Haus- und Familienarbeit geringer geworden sind (ebd.). Väter aller Beschäftigungsgruppen (in Kurzarbeit, Homeoffice oder vor Ort) leisteten mehr „Familienarbeitszeit“ während der Pandemie im Gegensatz zu Frauen, die diese Arbeit vorher auch schon zum Großteil erledigten (ebd.).

Zu den Studien, die die These einer „Retraditionalisierung“ wiederum bestätigen, gehört eine im Mai 2020 veröffentlichte Erwerbstätigenbefragung der Hans-Böckler-

Stiftung, die ein anderes Bild auf die Geschlechterverhältnisse während des Corona-Lockdowns wirft. Demnach waren Frauen während der Pandemie häufiger von einer Arbeitszeitreduktion betroffen als Männer und übernahmen den größeren Anteil der zusätzlich anfallenden Sorgearbeit (Kohlrausch/Zucco 2020, 8). Die Bedeutung des Homeoffice war bei beiden Geschlechtern gestiegen (ebd., 4). Das Homeoffice führte bei Paaren nicht zu einer besseren Vereinbarkeit von Erwerbs- und Sorgearbeit und faireren Verteilung der Kinderbetreuung. Vielmehr gaben nur 12 Prozent der Männer an, den überwiegenden Teil der Kinderbetreuung zu übernehmen, bei den Frauen sind es 54 Prozent (ebd., 5) – dabei ist allerdings der Anteil der Männer von sechs auf zwölf Prozent gestiegen, was „positive Effekte auf die Gleichverteilung der Sorgearbeit haben könnte“ (ebd., 6). Dennoch setzten sich schon vor der Pandemie „existierende Muster der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung fort“ (ebd., 5). Die Autor*innen stellen während der Krise eine „Retraditionalisierung“, also einen „Rückfall in traditionelle Muster der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung“ (ebd., 7) fest, was insbesondere Geringverdienende betraf. Selbst Paare, welche häusliche Aufgaben vor der Krise gleich verteilt und sich gegen eine traditionelle Aufteilung entschieden haben, fallen nach der Geburt des ersten Kindes (Schrenker/Zucco 2020 zit. nach Kohlrausch/Zucco, 8) und während der Pandemie in eine klassische Aufteilung zurück, was durch strukturelle Rahmenbedingungen wie ungleich verteiltes Erwerbseinkommen begünstigt wird (Kohlrausch/Zucco 2020, 8).

Der These einer „Traditionalisierung“ (Jessen et al. 2021, 138) bestätigt ebenfalls eine aktuellere Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung. Demnach hat sich der Anteil der Familien, in denen die Frau die Kinderbetreuung „(fast) vollständig“ übernimmt, von acht auf 16 Prozent fast verdoppelt (ebd., 131). Der Anteil der Familien, in denen die Frau die Kinderbetreuung „überwiegend“ übernahm, hat sich im Vergleich zum Vorjahr (2019) allerdings um etwa ein Viertel reduziert (ebd., 135). Gleichzeitig verweist die Studie auch auf das Potential der steigenden Beteiligung von Vätern an der Kinderbetreuung und der Hausarbeit und den daraus möglicherweise resultierenden Wandel der sozialen Norm (Alon et al. 2020 zit. nach Jessen et al. 2021, 132f.). Es wird zudem differenziert, dass sich bei Familien mit gleicher Aufteilung der Sorgearbeit das Arrangement in der Krise nicht maßgeblich verändert hat (ebd., 132). Die Aufteilung wurde jedoch unterschiedlich wahrgenommen, denn während 24 Prozent der Mütter angaben, sie hätten die Kinderbetreuung alleine übernommen, waren es bei den Vä-

tern nur fünf Prozent (ebd.). Außerdem leisteten Mütter im Homeoffice mehr Sorgearbeit als Männer im Homeoffice (ebd., 132).

Das Ergebnis einer ungleichen Belastung durch Erwerbs- und Familienarbeit von Frauen bzw. Müttern und Männern bzw. Vätern bestätigt auch eine Umfrage des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung (Bünning/Hipp/Munnes 2020, 2). Diese ergibt ebenfalls, dass Frauen häufiger ihre Arbeitszeit zugunsten der Kinderbetreuung reduzierten. Insbesondere Selbstständige waren von Arbeitszeitreduktionen betroffen und konnten weniger oft ins Homeoffice wechseln als Angestellte (ebd., 29). Bei einer quantitativen Studie des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) wurden die kurzfristigen Folgen des Corona-Lockdowns für die Betreuungsarrangements von Eltern in Deutschland untersucht (Zoch et al. 2020, 6). Demnach spielten Mütter eine „key role“ bei der Betreuung, sie waren die „main care givers“, was auf eine „traditional division of family work“ hindeutet (ebd., 6, 29). Andererseits wird darauf hingewiesen, dass diese Ungleichheiten bereits vorher schon bestanden haben (ebd., 30). Beobachtet werden kann allerdings eine Neuverhandlung der Aufteilung von Familienarbeit während der Krise, wobei die Arbeitsbedingungen ein wichtiger Faktor waren (ebd., 29). So war es bei Vätern im Homeoffice wahrscheinlicher, dass die Mutter nicht als „main care giver“ gesehen wird, bei Müttern im Homeoffice gab es diesen Effekt nicht (ebd.).

Zinn et al. (2020) stellen ebenfalls fest, dass die „Hauptlast der Kinderbetreuung“ während des Lockdowns und der coronabedingten Schließungen von Schulen und Kitas hauptsächlich von den Müttern getragen wurde (ebd., 1). Während Mütter ihre Kinder im Alter bis elf Jahre im Schnitt werktags etwa zehn Stunden lang betreuten, waren es bei den Vätern rund fünf Stunden (ebd., 1). Insbesondere Alleinerziehende, weniger gut gebildete Eltern und Familien mit Migrationshintergrund waren stark belastet (ebd., 1, 5). Obwohl Mütter mehr Zeit in die Betreuung investierten, verbrachten im Lockdown auch Väter „überproportional“, im Vergleich zum Vorjahr, mehr Zeit mit der Kinderbetreuung als zuvor; im Mittel waren es 89 Prozent mehr Zeit als im Vorjahr, das entspricht etwa 2,5 Stunden mehr am Tag (ebd., 1). Auffällig ist dabei, dass die Betreuungszeit bei den Vätern mit geringerer oder mittlerer Bildung am stärksten zugenommen hat, was die Autor*innen darauf zurückführen, dass Väter mit höherem Abschluss schon vor dem Lockdown mehr Zeit für die Betreuung aufgebracht haben (ebd., 2).

Boll und Schüller untersuchen auf Basis des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP) von 2018 die Zusammenhänge zwischen dem väterlichen Kinderbetreuungsanteil bei Paaren in Bezug auf „Corona-Faktoren“ (Systemrelevanz und Homeoffice-Potenzial der

Erwerbsarbeit) (Boll/Schüller 2020, 1). Sie betonen, dass die Entscheidung, wer sich vorrangig um die Kinder kümmert, nicht nur vom „relativen Zeitbudget[s]“, sondern auch von der „Einkommens- und Rollenverteilung im Paar“ (ebd., 3) abhing. Die „Lage“ der Geschlechterungerechtigkeiten sei „ernst“ (ebd., 21). Jedoch identifizieren sie Väter im Homeoffice als „Hoffnungsträger“ (ebd.) in Bezug auf den Anstieg des väterlichen Kinderbetreuungsanteils. Von dieser Gruppe der in dieser Konstellation lebenden Paare, die rund sieben bis acht Prozent der Paare ausmacht, erwarten die Autorinnen „Verhaltensanpassungen vor allem dann, wenn sie ausreichend egalitäre Geschlechterrollen und gegenüber ihren Partnerinnen keinen oder einen nur moderaten Vorsprung bei Verdienst und Erwerbsumfang aufweisen“ (ebd.). In Rekurs auf Alemann et al. (2017) zeigen die Autorinnen, dass sich der „Rollenwandel“ nicht nur im Privaten vollziehen könnte, sondern die Väter als „positive role models“ ihre Erfahrungen mit und die Neubewertung von unbezahlter Sorgearbeit an ihre eigenen Mitarbeitenden oder Kolleg*innen weitergeben könnten (ebd., 22). In einem Aufsatz ergänzt Boll außerdem, dass durch den „Digitalisierungsschub“ die Präsenzkultur in den Unternehmen zurückgedrängt wird, wovon mütterliche Karrieren und junge familienaktive Väter profitieren (Boll 2020, 55). Durch Corona gewinnt die „Work-Life-Balance“ an Bedeutung – auch Männer stellten Vereinbarkeitsansprüche, sodass Arbeitszeit- und Arbeitsortflexibilität zu neuen sozialen Normen werden (ebd.). Dabei verweist Boll auch darauf, dass die Belastung in der Pandemie insbesondere für Akademiker*innen gestiegen sei (Fuchs-Schündeln/Stephan 2020 zit. nach Boll 2020, 53). Die Krise bedeute für Frauen mit Karriereplänen, dass mögliche Aufstiegschancen unwiederbringlich verloren gegangen sind und sie ein zweites Mal – neben der Geburt des Kindes – auf Haushalt und Familie zurückgeworfen wurden (Boll 2020, 53). Dabei verbrachten Mütter im Homeoffice 1,2 Stunden mehr Zeit mit Kinderbetreuung als Väter im Homeoffice (Adams-Prassl et al. 2020, zit. nach Boll 2020, 54).

Publikationen qualitativer Untersuchungen stehen zu diesem Zeitpunkt – Sommer 2021 – größtenteils noch aus. Ein in diesem Zusammenhang nennenswertes Projekt ist aber jenes mit dem Titel „Alltag in der Corona-Krise. Eine Studie zur ‚Neuordnung‘ des Privaten“. Erste Ergebnisse zeigen, dass das Homeoffice – in dem hauptsächlich Personen aus „mittleren sozialen Lagen“ (Speck 2020, 137) beschäftigt sind – „Tücken“ barg, wie das „permanente Risiko der Entgrenzung“ (ebd., 135) der Arbeit ins Privatleben. Im Lockdown wuchs die täglich anfallende Hausarbeit immens (ebd., 137). Speck kann bestätigen, was quantitative Zahlen bereits gezeigt haben: Der Großteil der Sorgearbeit,

unter anderem im Zusammenhang mit dem Homeschooling, wurde von Frauen bewältigt; sie stellten ihre eigene Erwerbsarbeit zurück, verschoben sie auf den Abend oder reduzierten sie (ebd., 138), was sie auf geschlechtsspezifische Rollenvorstellungen „entlang inkorporierter Muster“ zurückführt (ebd.). Langfristige Folgen hinsichtlich der Geschlechterungleichheit durch die Pandemie sieht Speck auch darin, dass Akademikerinnen seit der Pandemie weniger Publikationen eingereicht haben (Fazackerley 2020; Flaherty 2020 zit. nach Speck 2020, 138). Andererseits bot der Lockdown neue Begegnungsmöglichkeiten für die Familie, welche aber im Verlauf der Belastung wichen (Speck 2020, 139).

Außerdem ist in diesem Zusammenhang noch die Untersuchung von Buschmeyer et al. (2021) zu nennen, welche quantitative Daten mit qualitativen in Form von Interviews mit Müttern und Vätern, die als Führungskräfte arbeiten, ergänzen. Die Befunde sind, dass sich die „Rahmenbedingungen für das Balancemanagement coronabedingt drastisch verändert“ haben, was in einer „Verfestigung der bisherigen Arbeitsteilung“ resultiert, die meistens darin besteht, dass die Frau mehr Sorgearbeit übernahm (Buschmeyer et al. 2021, 25). Sie beobachteten aus ihrem Interviewmaterial „intrapersonale Vereinbarkeitskonflikte“ (ebd.) zwischen Arbeit und Familie. Diese haben sich für beide Geschlechter verstärkt, es deuten sich jedoch „Ambivalenzen“ an: Während sich die Situation im Frühjahr 2020 für einige Eltern verschärft hat, war sie für andere eher entspannt. (ebd., 26). Teilweise wird diese Ambivalenz auch von den Interviewten selbst geschildert: Sie empfanden die Gleichzeitigkeit von Kinderbetreuung und Erwerbsarbeit als stressig, gleichzeitig erlebten sie den Alltag als entschleunigt und genossen es, mehr Zeit mit den Kindern zu haben (ebd.).

Zusammenfassend deuten also erste quantitative und qualitative Untersuchungen zu Geschlechterverhältnissen und Arbeitsteilungen die Tendenzen einer „(Re-)Traditionalisierung“ der Geschlechterverhältnisse an, da Mütter oftmals den Großteil der neu anfallenden Kinderbetreuung übernahmen. Dies gilt auch und insbesondere für Akademikerinnen im Homeoffice. Allerdings postulieren andere Studien, dass bereits bestehende traditionelle Strukturen fortwirkten und insofern kein grundlegender Wandel stattgefunden hat. In Bezug auf die Sorgearbeit von Vätern heben einige Untersuchungen positiv hervor, dass die Krise dazu geführt hat, dass mehr Männer Familienarbeit leisteten und so langfristig einen Wandel vorantreiben könnten. Inwiefern die hier erhobenen Daten die empirischen Befunde widerlegen oder bestätigen, gilt es nachfolgend zu prüfen.

3 Theoretische Hintergründe

Im Folgenden werden grundlegende Theorien des Konstruktivismus und des Interaktionismus dargestellt, welche den Ausgangspunkt dieser empirischen Untersuchung bilden. Dabei soll das Augenmerk auf zeitgenössische „Doing“-Ansätze gelegt werden. Eine „omnirelevant[e]“ (Gildemeister 2019, 413) Rolle für Interaktionen spielt die Geschlechterkategorisierung („Doing Gender“), der deshalb besondere Aufmerksamkeit zuteilwird. Paarbeziehungen sollen dabei nicht als frei oder losgelöst von gesellschaftlichen Strukturen bewertet werden, sodass die historisch gewachsene soziale Realität von Familien, Paarbeziehungen und Erwerbsarbeit auf einer Makroebene ebenfalls mitgedacht wird.

3.1 Konstruktivistische und interaktionistische Ansätze

Der in dieser Arbeit verfolgte theoretische Ausgangspunkt ist ein handlungstheoretischer bzw. mikrosoziologischer, sozialkonstruktivistischer, interaktionistischer Ansatz. Demnach wird soziale Wirklichkeit den Individuen nicht extern „aufgestülpt“, sondern in alltäglichen sozialen Interaktionen konstituiert und vollzogen. Der Unterschied dieses handlungstheoretischen bzw. mikrosoziologischen Ansatzes besteht im Unterschied zu Struktur- bzw. Makrotheorien darin, dass dem sozialen Handeln der einzelnen Subjekte – bzw. in diesem Fall der Paare als jeweiliger „Einheit“ – eine „umfängliche Bedeutung für die Erklärung sozialer Sachverhalte ein[geräumt]“ (Bonß et al. 2013, 8) wird. Bei strukturtheoretisch ausgerichteten Theorien hingegen, welche auch als „methodologische[r] Holismus“ bezeichnet werden, wird „das individuelle Wollen und Handeln aus den herrschenden gesellschaftlichen Strukturbedingungen“ (Rosa et al. 2009, 17) erklärt. Damit werden „[s]oziale Tatsachen [...] primär aus sozialen Gesetzen oder Strukturen abgeleitet“ (ebd.) und das Handeln eher als determiniert durch diese Strukturen angesehen (ebd., 9). Allerdings stehen sich die Theorie-Schulen nicht zwangsläufig dichotom gegenüber, sondern können jeweils Aspekte der anderen integrieren (ebd.).

Die gerade angedeuteten theoretischen Prämissen eines interagierenden Individuums gehen auf Webers Theorie des sozialen Handelns zurück, welche „soziales Handeln deutend verstehend und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will“ (Weber 1972 [1921], 1). Weber setzt nicht bei gesellschaftlichen Institutionen an, sondern beim Handeln der Individuen selbst, die ihr Handeln jeweils mit „subjektive[m] Sinn“ versehen, der auf das Verhalten anderer gerichtet ist (Abels 2020,

56). Die eigentliche Diskussion über die Bedeutung von Interaktionen beginnt in den 1930er Jahren in den USA mit Mead (1967 [1934]), später gefolgt von Blumer (2009 [1969]), der als Begründer des „Symbolischen Interaktionismus“ gilt (vgl. Abels 2020, VII). Sie betonen, dass Menschen die Fähigkeit besitzen, ihre „soziale Wirklichkeit“ zu deuten und in Interaktionen zu konstituieren und zu reproduzieren (Bonß et al. 2013, 7f.). Zu nennen ist in diesem Zusammenhang auch Schütz (1974 [1932]), der untersucht, wie sich die „inneren Bewusstseinsströme“ der handelnden Subjekte verschränken und sie so in Interaktion treten (Abels 2020, VIII). Einen wichtigen Beitrag hinsichtlich dieser Theorie-Schule leisteten auch Berger und Luckmann (2004 [1966]) mit ihrer These der „gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“, die davon ausgehen, dass Menschen das alltägliche Handeln auf Basis gemeinsam geteilter Wissensbestände hervorbringen (Bonß et al. 2013, 184). Auch Garfinkel (1984 [1967]) kommt in diesem Zusammenhang eine besondere Bedeutung zu, der als Ethnomethodologe empirisch untersuchte, wie sich Interaktionen praktisch im Alltag vollziehen und inszeniert werden (Abels 2020, VIII f.).

Folgend der methodologischen Grundannahmen einer sozialen Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit ist auch die geschlechtliche Identität nicht als ein individuelles Phänomen oder eine biologische Determination zu erklären, sondern als ein Produkt gesellschaftlicher Machtverhältnisse, die sozial und historisch gewachsen und damit partiell veränderbar sind (vgl. Heß 2010, 19; Gildemeister 2019, 410). Einen entscheidenden Beitrag zur Geschlechterforschung lieferte Beauvoir mit ihrer Pionierarbeit „Das andere Geschlecht“ (Orig. 1949) und dem prominenten Satz „Man wird nicht als Frau geboren, man wird es“ (Beauvoir 1992, 334). Ansatzpunkt der Geschlechterforschung ist neben der Annahme einer gesellschaftlichen Konstruktion des Geschlechts auch die kulturelle Hegemonie des Männlichen (vgl. auch Butler 1991), welche ein patriarchales Gesellschaftssystem stützt. Diese Perspektive wurde auch von Bourdieu eingenommen in seinem Werk „Männliche Herrschaft“ (Orig. 1998). Der Habitus – ein zentraler Begriff sowohl der Bourdieu’schen Soziologie als auch der dokumentarischen Methode und der dahinterstehenden Wissenssoziologie – wird von Bourdieu verstanden als „ein System von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungskategorien“ (Bourdieu 2005, 2), welches das soziale Verhalten bestimmt. Der Habitus ist nichts nur im Bewusstsein Verankertes, sondern wird inkorporiert. In der Verkörperung bzw. „Somatisierung der gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse“ (ebd., 11), der sich als „geschlechtlicher Habitus“ (ebd.) manifestiert, sieht Bourdieu einen entscheidenden Me-

chanismus der männlichen Herrschaft. Nach Bourdieu wurden „in Form unbewußter Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata die historischen Strukturen der männlichen Ordnung verinnerlicht“ (ebd., 14). Die „Weltordnung“ – wie die binäre Einteilung des Geschlechts – wird dann als natürlich und selbstverständlich empfunden und deshalb nicht hinterfragt, was Bourdieu mit dem Begriff der „doxa“ (ebd., 7) ausdrückt. Allerdings ist der Habitus nicht vollends „deterministisch“ zu verstehen, denn er passt sich den „Veränderungen der objektiven Chancen in der Gegenwart an, ist also formbar“ (Bourdieu 2012, 69 zit. nach Helfferich 2017, 51).

Die „Herstellung“ von Geschlecht im Alltag wird in der Ethnomethodologie – einem Strang des Konstruktivismus (Burkart 2018, 233; Kubisch 2008, 18, 20) – auch mit dem „Doing“-Begriff beschrieben. Auch die Geschlechterforschung diskutiert mit dem Begriff des „Doing Gender“ das Vollziehen von Geschlechtlichkeit durch und in Interaktionen (Motakef 2015, 76). Die Theoriefigur steht im Sinne des Konstruktivismus im Gegensatz zu „Differenztheorien“, in denen Unterschiede der Geschlechter durch „objektive (biologische) Merkmale“ (Gildemeister 2019, 410) erklärt werden. Sie hat sich schnell im Deutschen durchgesetzt (Burkart 2018, 233; Kubisch 2018, 20f.). Wegweisend waren die Studien zur Transsexualität von Garfinkel (1967) sowie von Kessler und McKenna (1978), da im Falle der Transsexualität die vermeintlich „natürliche“, aufgrund angeborener körperlicher Merkmale zugeschriebene Geschlechtszugehörigkeit und die alltagsweltliche Gewissheit einer binären Geschlechtskategorisierung infrage gestellt werden (zit. nach Gildemeister 2019, 412). Dabei können „Prozesse der Geschlechtszuweisung und der Darstellung der Geschlechtszugehörigkeit [...] explizit beobachtet und analysiert werden“ (ebd.). Prominent ist der Begriff des „Doing Gender“ auch bei West und Zimmermann (1987). Die Autor*innen weisen auf die Omnipräsenz des Geschlechts bei Interaktionen hin: „Doing Gender is unavoidable“ (West/Zimmermann 1987, 137). In einem späteren Aufsatz mit dem Titel „Doing Difference“ betonen West und Fenstermaker, dass neben dem sozialen Geschlecht auch andere soziale Kategorien relevant sind: „Gender, race, and class are only three means (although certainly very powerful ones) of generating difference and dominance in social life“ (West/Fenstermaker 1995, 33).

Das „Doing Gender“-Konzept beschreibt, dass Geschlecht nicht ausschließlich durch Sozialisationsprozesse festgelegt wird, sondern vielmehr „Geschlecht eine Konstruktionsleistung ist, und zwar eine, die im alltäglichen Handeln produziert und vor allem immer wieder reproduziert wird“ (Burkart 2018, 233). Ferner soll es erklären, dass Ge-

schlechterzuschreibungen und -differenzen durch das alltägliche Handeln als Mann oder Frau unbewusst hergestellt werden und sich die „Ungleichheit zwischen den Geschlechtern durch symbolhafte geschlechtliche Darstellungen wie weibliche und männliche Sprache, Körperhaltung und Kleidung manifestiert“ (Heß 2010, 23). Dieser Vollzug orientiert sich wiederum an den Geschlechterrollen als ein „Bündel von größtenteils normativen Erwartungen, die an die Rollenträger gestellt werden“ und impliziert „Handlungsweisen und Verhaltensregeln“ (Gern 1992, 13 zit. nach Heß 2010, 25).

Der theoretische Ansatzpunkt der sozialen Herstellungsprozesse eignet sich für diese Untersuchung, da er in der Paar- bzw. Familienforschung genutzt werden kann, um „konkrete(n) Praktiken und Gestaltungsleistungen“ von Familien im Alltag aufzuzeigen (Schier/Jurczyk 2007, 1) und darüber hinaus in ihren Strukturen aufzudecken und zu verstehen: „Die Perspektive auf ‚Doing‘ – das ‚Machen‘ oder ‚Tun‘ – hilft dabei, die vielen nichtreflektierten Aspekte des alltäglichen und nur scheinbar rationalen Handelns offenzulegen“ (Bonß et al. 2013, 199). Relevanz erfahren diese Herstellungsprozesse insbesondere durch die veränderten Bedingungen im Homeoffice im Vergleich zu z.B. Bürotätigkeiten. Statt fester und verlässlicher Zeitgrenzen des Arbeitstages „ergibt sich die Notwendigkeit, aktiv eigene Zeitordnungen zu entwickeln und zu etablieren“ (Schier/Jurczyk 2007, 4). Das gilt auch für die Zuordnung von Räumlichkeiten und die Zuständigkeit für die Kinderbetreuung im Homeoffice.

Das „Doing“-Konzept kann nicht nur auf das Herstellen von Geschlechterverhältnissen („Doing Gender“), sondern auch auf viele weitere Bereiche des Sozialen übertragen werden, wie beispielsweise die Familienorganisationen („Doing Family“) oder Paarbeziehungen („Doing Couple“) (vgl. Helfferich 2017, 63; Wimbauer/Motakef 2017b, 32). Wichtig sind dabei die Wechselwirkungen der Kategorien. Denn die Herstellungen von Geschlecht und Paarbeziehung bzw. Familie sind mit geschlechtsspezifischen Rollenerwartungen und Normen verbunden und jeweils „dialektisch verschränkt“ (vgl. Helfferich 2017, 240). Da in dieser Arbeit Interviews mit Paaren geführt werden und dies einige methodologische Voraussetzungen mit sich bringt, soll der letztgenannte Aspekt des „Doing Couple“ bzw. „Doing Family“ näher beleuchtet werden.

3.2 Paarsoziologische Annahmen

Folgend dem gerade erläuterten konstruktivistischen und interaktionistischen Ansatz im Sinne der Mikrosoziologie ist auch die Paarbeziehung, wie sie hier Gegenstand der Untersuchung ist, eine von den Individuen in den alltäglichen Interaktionen vollzogene

Herstellungsleistung. Die soziologischen Implikationen der Paarbeziehung sollen in Rekurs auf die „Doing Gender“-Perspektive um diejenige auf „Doing Couple“ bzw. „Doing Family“ erweitert werden.

Auch wenn schon Simmel die Relevanz der Interdependenz persönlicher Beziehungen betonte (Simmel 1921/22 zit. nach Lenz 2009, 43; Lenz 2009, 28), rückten Paarbeziehungen erst in den 1960er Jahren in den wissenschaftlichen Diskurs. Zentral ist dabei ein Aufsatz von Berger und Kellner mit dem Titel „Die Konstruktion der Ehe“ (1965). Grundannahme ist, dass die Ehe – bzw. allgemein die (romantische) Paarbeziehung – als ein „nomosbildende[s] Instrument“ verstanden werden kann, als Teil eines „gesellschaftlichen Arrangements, [... das] dem einzelnen die Ordnung bietet, in der er sein Leben sinnvoll erfahren kann“ (Berger/Kellner 1965, 220). „Nomos“ wird nachfolgend auch verstanden als „Verschmelzung“ zweier Individuen zu einer gemeinsamen Paaridentität bzw. zu einer gemeinsamen Wirklichkeitskonstruktion zweier Individuen in einer Paarbeziehung. Der Aufsatz wurde im wissenschaftlichen Diskurs teilweise als zu stark auf die Ehe, heterosexuelle Paare und romantische Paarbeziehungen zentriert kritisiert und daher als zu normativ bewertet (Wimbauer/Motakef 2017b, 13). Diesen Leerstellen nahm sich die Paarsoziologie in den darauffolgenden Jahrzehnten an. Im deutschsprachigen Raum wurden z.B. mittels qualitativer Paarinterviews einige Themen zu „Doing Couple“ untersucht und mit „Doing inequality“-Fragen verknüpft, etwa die Frage, wie sich Veränderungen von Geschlechterverhältnissen und Machtfragen in Paarbeziehungen abbilden (ebd., 42).

Zeitgenössische Grundannahmen der Paarsoziologie zeichnen sich dadurch aus, dass das Paar – im Gegensatz zu einem reinen methodologischen Individualismus – nicht aufgefasst wird als die Addition zweier Individuen. Stattdessen werden Partner*innen anlehnend an einen „relationalen Ansatz“ als „Individuen-in-Beziehungen“ verstanden (ebd. 2017b, 9; ebd. 2017a, Abs. 2; vgl. auch Maier 2008, 40). Wimbauer und Motakef zufolge ist eine Paarbeziehung eine „Realität *sui generis*“ (Wimbauer/Motakef 2017b, 9; ebd. 2017a, Abs. 2). Dies bedeutet, dass das Paar eine „neue, eigenständige Realitätsebene erzeugt“ und damit eine „soziale Einheit mit eigener Dynamik und einem eigenen Operationsmodus“ bildet, indem die Partner*innen eine „Wir“-Perspektive einnehmen (Burkart 2018, 12; vgl. Wimbauer/Motakef 2017b, 9): Die Paare etablieren eine „Paaridentität“ (Maier 2008, 41). Auch nach dem bereits erwähnten Aufsatz von Berger und Kellner stellt das (Ehe-)Paar eine „Einheit“ dar, in der „durch Interaktionen und Aushandlungen eine gemeinsame [...] Wirklichkeit geschaffen wird“ (Wimbauer/Motakef

2017b, 9). Durch das „interdependent[...] Handeln der Individuen-im-Paar entsteht eine gemeinsame Wirklichkeit, die Vorstellungen darüber enthält, was eine Beziehung konstituiert und auf Dauer stellt“ (Ruiner 2010, 17).

Der von Wimbauer und Motakef dargestellte relationale Ansatz geht von einem komplexen „Mehrebenenmodell aus“, in der Mikro-, Meso- und Makroebene zusammenreffen und sich gegenseitig beeinflussen (Wimbauer/Motakef 2017b, 10). Das heißt, dass nicht nur etwa die individuelle Persönlichkeitsstruktur die Paarbeziehung beeinflusst, sondern diese auch in organisationale und ökonomische, rechtliche und kulturelle gesellschaftliche Kontexte eingebunden ist (vgl. ebd.). Ferner sind es „Strukturprinzipien auf Makroebene“ (Rusconi/Wimbauer 2013, 11), wie die gesellschaftliche Arbeitsteilung und die dadurch bestimmten Geschlechterverhältnisse sowie Institutionen und rechtliche bzw. (sozial-)staatliche Regelungen, welche das Handeln begrenzen oder ermöglichen (ebd.). Aus einer wissenssoziologischen Tradition wirken zudem institutionalisierte Wissensbestände, darunter gesellschaftliche normative kulturelle Deutungsmuster, auf die Beziehungsstruktur und das Selbstverständnis von Paaren ein (ebd., 11f.).

Zentral für das (heterosexuelle) Paararrangement ist dabei auf einer Makro-Ebene der Wandel der Erwerbsarbeit und damit einhergehend die „Erosion des männlichen Ernährermodells“ (Motakef 2015, 70). Mit dem Ernährermodell im Fordismus bildete sich nach Meuser (2004) die Konstruktion einer „industriegesellschaftlichen Männlichkeit“ (zit. nach Motakef 2015, 70, 105; vgl. auch Meuser 2016a, 164) heraus. Männlichkeit wird über die hohe Einbindung und Identifikation mit der Erwerbsarbeit im Normalarbeitsverhältnis bestimmt und nicht über die Vaterschaft oder Hausarbeit (Motakef 2015, 106). Im kapitalistischen Postfordismus lösen sich die für den Fordismus charakteristischen unbefristeten kollektiven Branchenvereinbarungen auf und es kommt zur Erosion bzw. „Auflösung des Normalarbeitsverhältnisses“ (Marchart 2013, 36), die wiederum aus ökonomischen Gründen die Erwerbstätigkeit der Frauen erfordert. Diese Erosion und die damit verbundene gestiegene Erwerbsbeteiligung der Frauen führt – so die These, ausgehend von einer empirischen Untersuchung zu Fabrikarbeiterinnen in den 1970er Jahren – zu einer „doppelten Vergesellschaftung“ in Erwerbs- und Haushaltssphäre, die eine „doppelte Diskriminierung“ für Frauen (Motakef 2015, 74) bedeutet. Einerseits sind Frauen der Hausarbeit verpflichtet und erfahren eine Diskriminierung, da Männer von dieser ausgenommen sind. Andererseits ist ihr Zugang zur Erwerbssphäre ein eingeschränkter und im Vergleich zu Männern ein diskriminierter, da

sie geringere Anerkennung erfahren und in der Regel ein geringeres Einkommen erhalten (ebd.). Damit verbleibt der Mann bzw. Vater weiterhin in der Funktion des Ernähmers der Familie verpflichtet, während die Frau bzw. Mutter nach der Geburt des Kindes zunächst zu Hause bleibt, dann aber häufig einer Teilzeitarbeit nachgeht (Schäfer 2003, 63; Helfferich 2017, 24).

Bezeichnend für die historisch gewachsenen Geschlechterverhältnisse war die Etablierung der „bürgerlichen Kleinfamilie“ im Zuge der Transformation von der ständisch-feudalen Gesellschaft zur kapitalistisch organisierten Industriegesellschaft, welche die Trennung von Reproduktion und Produktion und deren geschlechtsspezifische, hierarchische Arbeitsteilung vorsah (Meyer-Schoppa 2004, 20; Riegraf 2019, 765). Die „private Sphäre“ wird unter dem Begriff der „Reproduktionssphäre“ zusammengefasst und meint die Arbeit im Haushalt, die Kinderbetreuung und die Pflege von Alten und Kranken und wird übergreifend als „Care-Arbeit“ bezeichnet (vgl. Motakef 2015, 70; vgl. auch Winker 2015, 18). Diese wurde als „Liebesdienst“ von Frauen“ aufgefasst, und mit typisch „weiblichen“ Attributen wie Emotionalität, Einfühlungsvermögen, Zuewandtheit und Gefühlsbetontheit konnotiert (Riegraf 2019, 765). Für die Sphäre der Öffentlichkeit und Erwerbsarbeit wirken Männlichkeitsvorstellungen, die z.B. vernunftbezogenes Handeln und rationale Aushandlung, Selbstbezogenheit und Durchsetzungsfähigkeit beinhalten (ebd., 765f.). Die „Homologie zwischen Privatheit und Weiblichkeit, Öffentlichkeit und Männlichkeit“ geht mit unterschiedlichen Bewertungen einher: Der öffentliche Bereich und die Erwerbsarbeit werden gesellschaftlich aufgewertet, Care-Arbeit bleibt „unsichtbar, feminisiert und materiell abgewertet“ (ebd., 766; Winker 2015, 16).

Bezeichnend sind für die gegenwärtigen Geschlechterverhältnis die „paradoxe Gleichzeitigkeit“ von Wandel und Persistenz, auch innerhalb der Individuen selbst (König 2015, 152; vgl. auch Maihofer 2014, 313f.). Es ist die Gleichzeitigkeit unterschiedlicher gesellschaftlicher Vorstellungen („Ideale“) häuslicher Arbeitsteilung, welche das „Leben von Frauen und Männern im Rahmen familialer Geschlechterarrangements regulieren“ (König 2015, 152). König identifiziert drei Ideale, welche die Praxis der Arbeitsteilung von Hausarbeit (Care-Arbeit) regulieren und historisch gesehen nacheinander dominant wurden: In den 1970er Jahren war das Ideal der „guten Hausfrau“ dominant (ebd.). Es gab eine „Naturalisierung geschlechtlicher Arbeitsteilung“ im Alltagsverständnis und im wissenschaftlichen Diskurs, die Frauen als prädestiniert für die Hausarbeit sahen (ebd., 153). Noch heute unterbrechen mehr Frauen als Männer auf-

grund der Familiengründung ihre Erwerbsarbeit und übernehmen die Rolle der Hausfrau, was als eine „Persistenz der geschlechtlichen Arbeitsteilung bzw. der Geschlechterverhältnisse verstanden“ (ebd., 154) wird. Allerdings gibt es einen Wandel hin zu einer egalitäreren Aufgabenverteilung, der sich in den 1990er Jahren vollzog. In einer Studie mit dem Titel „Die Illusion der Emanzipation“ (Koppetsch/Burkhart 1999) sprachen zwar alle Paare von einer gleichen oder gerechten Arbeitsteilung, doch erwies sich das Arrangement als „traditionell“, da die Hausarbeit weiterhin von den Frauen verrichtet wurde und die Männer allenfalls durch Anleitung oder Druck der Partnerin mithelfen, sodass eine „symbolische Markierung der Geschlechtergrenzen“ (Koppetsch/Burkhart 1999, 210 zit. nach König 2015, 156) weiterhin bestand.

König erweitert ihre Perspektive neben den individuellen mikrosoziologischen Auswirkungen um die Dimension „struktureller Zwänge“ (König 2015, 159). Diese Zwänge werden unter dem Stichwort der „Krise der Reproduktionsarbeit“ diskutiert (vgl. Aulenbacher 2009, Becker-Schmidt/Krüger 2009, Winker 2009 zit. nach König 2015, 159; vgl. Meier-Gräwe 2020). Ökonomische Veränderungen wie die Auflösung des Normalarbeitsverhältnisses und sinkende Löhne machen die Erwerbstätigkeit beider Partner*innen notwendig (König 2015, 159). Dadurch wird das Leben „für alle unabhängig vom Geschlecht erwerbsarbeitszentriert“ (ebd.) und es gilt das „Ideal der ‚flexiblen Arbeitskraft‘“ (ebd.) bzw. das „Adult Worker“-Modell (Meuser 2016a, 164). Insbesondere Frauen sind häufig prekär beschäftigt; gleichzeitig bleibt die Organisation der Familienarbeit in ihrem Aufgabenbereich und das Modell der geschlechtlichen Arbeitsteilung reproduziert sich (König 2015, 159) – auch bei sich als egalitär verstehenden Paarbeziehungen.

In der Geschlechterforschung ist in den letzten Jahren das Interesse an der Untersuchung von „*Doppelverdiener-Paaren*“ (ebd.) bzw. „*Doppelkarriere-Paaren*“ (Wimbauer/Motakef 2017b, 42) groß, welche auch in dieser Arbeit Untersuchungsgegenstand sind. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang qualitative Studien über das „Vereinbarkeitsmanagement von Doppelkarriere-Paaren“ (Behnke/Meuser 2002; ebd. 2005a), die von der Überlegung ausgehen, dass die Paare zur Synchronisation beider Karrieren eine „Neujustierung der Sphären Beruf und Familienleben“ vornehmen müssen (Wimbauer/Motakef 2017b, 43). „Doppelkarriere-Paare“ meint eine Konstellation, bei der nicht nur beide Partner*innen einer regelmäßig ausgeübten Erwerbstätigkeit nachgehen, sondern auch höhere, meist akademische Bildungsabschlüsse und ein hohes Maß an ‚commitment‘ hinsichtlich des Berufs sowie eine lebenslange Aufstiegs- bzw. Karrie-

reorientierung aufweisen (Behnke/Meuser 2005a, 124). Ihnen wird hinsichtlich einer egalitären Aufgabenverteilung eine Vorreiterrolle zugeschrieben, da ihr Arrangement im Alltag „enttraditionalisiert“ sei, da sie Sphären von Beruf und Familie konsequent durchbrechen würden (ebd.; ebd. 2005b, 287f.).

Zusammenfassend gilt also für die folgende Untersuchung zu beachten, dass das Paar zum einen eine eigene Realitätsebene konstituiert, zum anderen aber auch im Kontext historisch gewachsener gesellschaftlicher Strukturen zu betrachten ist.

4 Empirische Erhebung und Methoden

In diesem Kapitel wird das Untersuchungsdesign in seinen Grundzügen vorgestellt. Dazu gehören die Erläuterungen darüber, wie die Interviews erhoben wurden; welche Personen in das Sampling aufgenommen und wie diese kontaktiert wurden; wie sich die Interviewsituation und -führung gestaltete; welcher Erzählstimulus und Leitfaden an die Befragten gerichtet wurde und mit welcher Methode die Interviews ausgewertet werden.

4.1 Paarinterviews

Für die Umsetzung des hier vorgestellten Forschungsvorhabens wurden vier Paarinterviews geführt und drei ausgewertet. Das Paarinterview ist als eine Interviewform zwischen autobiografisch-narrativem Interview und Gruppendiskussion zu verorten (Kruse 2015, 159; Behnke/Meuser 2013, 77; Wimbauer/Motakef 2017a, Abs. 13). Dabei zeichnet es sich dadurch aus, dass die Befragten eine „kollektive Identität als Paar oder Familie“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, 110) präsentieren. Die interviewende Person wiederum repräsentiert für das Paar eine „Art Öffentlichkeit“, vor der sie ein „Mindestmaß von Einheit etablieren und dokumentieren“ (ebd.). Allerdings – restriktiv gedeutet – wird bei der Analyse zu beachten und zu reflektieren sein, ob zur Präsentation als Einheit eine „Präsentationsfassade“ (ebd.; vgl. auch Hirschauer et al. 2015, Abs. 38) aufgebaut wird, die nicht dem im Alltag gelebten Miteinander entspricht. Denn, so Hirschauer et al., das „private Leben [der Paare ist] intrinsisch forschungsaaversiv“ (Hirschauer et al. 2015, Abs. 1). Nach Hahn (1983) können Paare auch zu „Konsensfiktionen“ neigen, was bedeutet, dass sie eine „Intransparenz“ pflegen, um das Private zu schützen und dabei dazu neigen, Konflikte auszusparen (zit. nach Hirschauer et al. 2015, Abs. 32; Behnke/Meuser 2013, 78; Wimbauer/Motakef 2017a, Abs. 49).

Zudem ist zu beachten, dass bei (Paar-)Interviews sogenannte „Zugzwänge des Erzählens“ entstehen, die das Abbilden der Handlung in der Sprache problematisch ma-

chen (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, 80; vgl. auch Bohnsack et al. 2018, 246). Maier stellt in einer empirischen Untersuchung zu Paaridentitäten zudem fest, dass oftmals ein „Spannungsverhältnis“ zwischen (nur) individueller Biografie oder (nur) Paarbiografie auftritt, wobei die meisten Beziehungsgeschichten sich zwischen diesen Extremen verorten lassen (Maier 2008, 55; vgl. auch Métrailler 2018, 102f.). Zum Abgleich im Sinne einer Datentriangulation würde es sich deshalb anbieten, ergänzend zum Paarinterview noch Einzelinterviews zu führen (vgl. Wimbauer/Motakef 2017b, 89). Dies konnte im Rahmen dieser Masterarbeit aufgrund des Mehraufwands aber nicht geleistet werden.

Allerdings hat das Paarinterview einige Vorteile gegenüber Einzelinterviews, weshalb es für diese Untersuchung gewählt wurde. Das Paarinterview eignet sich zur Abbildung (alltäglicher) Herstellungsprozesse von Paarbeziehungen, da die interaktiven Aushandlungsprozesse von dem oder der Forschenden selbst miterlebt und abgebildet werden können und insofern auch immer eine „teilnehmende Beobachtung“ (Hirschauer et al. 2015) stattfindet. Der Vorteil liegt darin, dass die Befragten nicht nur *über* ihr Leben in einer Familie oder Partnerschaft reden, sondern auch in dieser Konstellation kommunizieren und agieren (vgl. Kruse 2015, 160; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, 109; vgl. Behnke/Meuser 2013, 77; Maier 2008, 57). Insofern hat es im Sinne der Alfred Schütze'schen „Homologieannahme“ (1976) einen Vorteil gegenüber Einzelinterviews (zit. nach Behnke/Meuser 2013, 77). Diese besagt, dass sich durch die Lebensbeschreibung, wie sie in narrativen Interviews produziert wird, Rückschlüsse auf das beschriebene Leben ziehen lassen (ebd.), Habitus und Lebensformen also versprachlicht werden können und diese Versprachlichung dem Handeln entspricht – wenn auch nicht bewusst.

4.2 Sampling und Feldzugang

Es wurden für die Untersuchung Paare (liert oder verheiratet) mit mindestens einem im Haushalt lebenden Kind (Kindergarten- oder Grundschulkind) gesucht. Ein weiteres Auswahlkriterium war dabei, dass beide Elternteile während des Corona-Lockdowns bzw. der Pandemie teilweise oder ganz von zu Hause ihrer Erwerbsarbeit nachgegangen sind oder nachgehen und dies vorher nicht oder nur teilweise der Fall gewesen ist. Elternschaft war deshalb ein notwendiges Sampling-Kriterium, weil dadurch die Notwendigkeit der Aufteilung von Haus- bzw. Sorge-Arbeiten und Erwerbsarbeit besteht, die es bei betreuungsbedürftigen Kindern zu vereinbaren gilt – insbesondere angesichts des Umstandes, dass Betreuungsmöglichkeiten während des Corona-Lockdowns zeitweise

weggefallen sind.

Die Suche nach Interviewpartner*innen erfolgte zum einen durch die persönliche Kontaktaufnahme im Freundes-/Bekanntes-/Universitäts-Kontext und zum anderen wurde die Rekrutierung durch das „Schneeballsystem“ (Helfferrich 2011, 176) angestrebt. Das bedeutet, dass die von mir bekannten Personen gefragt werden, ob ihnen Personen bekannt sind, welche die Interview-Kriterien erfüllen oder diese Personen wiederum Personen kennen, auf die das zutrifft (vgl. ebd.). Der Aufruf zur Interviewpartner*innen-Suche wurde zudem als Flyer in den Räumlichkeiten der Universität Siegen verteilt, allerdings wurde im Vorhinein keine bis wenig Resonanz auf den Aufruf erwartet, da das Melden auf eine Anzeige eine hohe Bereitschaft voraussetzt und die Universitätsräumlichkeiten während der Pandemie kaum bis wenig frequentiert wurden. Dieser Kanal zur Interviewpartner*innen-Suche wurde dennoch gewählt, um die Möglichkeit bestehen zu lassen, zufällige Freiwillige in das Sample aufnehmen zu können. Gemäß der Erwartung konnten durch den Flyer keine Paare rekrutiert werden. Es zeigte sich in der Praxis, dass nur durch die persönliche Ansprache durch mich oder durch andere die Bereitschaft vorhanden war, an einem Interview teilzunehmen.

Es wurde von mir als Forschende erwartet, dass das Sample im Hinblick auf sozio-ökonomische Aspekte ein homogenes sein wird, nämlich das Milieu der Doppelverdiener-Akademiker-Paare vertreten sein wird. Diese Erwartung bestätigte sich: Alle acht interviewten Personen haben einen Hochschulabschluss, davon sind drei promoviert. Dies ist dem Umstand geschuldet, dass das Arbeiten im Homeoffice in der Regel für diejenigen möglich ist, die einen hohen Bildungsabschluss und ein hohes Gehalt aufweisen (Möhring et al. 2020, 2; Speck 2020, 137; Mergener 2020, 6). Zum anderen ist im Kontext meines Studiums und meiner Hilfstätigkeit an der Universität eher der Zugang zu Akademiker*innen gewährleistet. Für das Sampling charakteristisch ist auch, dass alle in etwa der gleichen Altersgruppe zugehörig sind und, dass lediglich heterosexuelle Paare rekrutiert werden konnten. Alle Paare sind verheiratet und, bis auf Familie Dietz, sind es leibliche Kinder, die im Haushalt leben. Eine Ausnahme ist das Paar um Dai und David Dietz auch insofern, als dass sie ein interkulturelles Paar sind, während bei den anderen Paaren beide Partner*innen in Deutschland geboren und aufgewachsen sind und – soweit bekannt – keinen Migrationshintergrund aufweisen.

Im Prozess des Samplings musste festgestellt werden, dass das hier vorgestellte Vorhaben in einem dynamischen Forschungsfeld zu verorten ist, da die Entwicklung der Corona-Pandemie zum Zeitpunkt der Interviews (September bis Oktober 2020) nicht

absehbar war. Daher war zum einen die Suche nach Interviewpartner*innen durch fehlende Bereitschaft aus Angst vor einer möglichen Infektion und die verschärfte Pandemie-Situation im Herbst 2020 erschwert. Zum anderen hatten sich die Rahmenbedingungen der Erwerbsarbeit bei den untersuchten Paaren verändert. Während manche Eltern zu dem Zeitpunkt des Interviews ihren vor Corona ausgeübten Tätigkeiten am Arbeitsplatz nachgingen, waren andere nach wie vor im Homeoffice. Daher wurde das Sample angepasst. In diesem Fall bedeutete die Flexibilität des Samplings, dass bei einem Paar, der Familie Anders, Anja Anders nicht mehr erwerbstätig war und bei einem anderen, der Familie Berger, Birgit Berger ihrer regulären Erwerbsarbeit auch im Lockdown weiter vor Ort nachging und sich das Homeoffice lediglich auf einige Stunden am Abend beschränkte. Dass die Paare sich dennoch von meinem Interviewaufruf angesprochen gefühlt haben, auch wenn streng genommen nicht beide Partner*innen im Homeoffice beschäftigt waren, sollte genügen, um die Aufnahme in das Sampling zu legitimieren. Zudem hat es den Vorteil, dass, den Prinzipien des qualitativen Samplings folgend, der „[Forschungs-]Gegenstand in seinen diversen Varianten und Ausprägungen repräsentiert“ wird (Schittenhelm 2009, 5).

4.3 Interviewführung

Das Paarinterview ist nicht nur, wie vorgehend dargestellt, eine Mischung aus narrativem Interview und Gruppendiskussionsverfahren, sondern durch die Befragung des Paares und die „Inszenierung“ als Paar werden auch ethnografische Elemente in Form einer teilnehmenden Beobachtung der Interaktion in die Auswertung inkludiert. Diese wurden jeweils in einem Interviewprotokoll festgehalten (vgl. dazu Hirschauer et al. 2015; Wimbauer/Motakef 2017b, 33). Ein Interview per Videoanruf schloss ich deshalb aus. Vielmehr erachtete ich eine Face-to-Face-Situation als wichtig, um ein „natürliches“ Gespräch anzuregen und die Interaktion in der alltäglichen, vertrauten Umgebung beobachten zu können. Damit verknüpft war die Erwartung, dass das Miteinander des Paares sowie die Interaktion mit mir als Interviewender bei einem persönlichen Treffen – insbesondere, weil ich die Paare zum Teil vorher nicht persönlich kannte – mehr der im Alltag gelebten Interaktion entspricht und eine vertrautere, offene Gesprächsatmosphäre hergestellt werden kann. Zudem sollte das Interview nicht durch etwaige technische Probleme im Videogespräch beeinträchtigt werden, um den Erzählfluss nicht zu unterbrechen.

Nach Einwilligung der Paare wurden alle Interviews bei den Interviewpartner*innen zu Hause geführt. Dies hatte den Vorteil, dass sich die Paare in ihrer „natürlichen Familienalltagssituation“ befanden und stellte insofern ein ideales Setting für das Interview dar. Zu beachten war, dass die Interviewsituation den Corona-Hygienebestimmungen entsprechend ausgerichtet werden musste. Er erfolgte im Vorfeld der Hinweis auf Anonymität und Vertraulichkeit der Daten. Zum Umgang mit den persönlichen Daten wurden ein Informationsschreiben sowie eine Einwilligungserklärung formuliert (vgl. Helfferich 2011, 202f.), die im Vorhinein an das Paar gesendet und zum Interviewtermin zur Unterzeichnung mitgebracht wurden.

Das Treffen mit dem zu interviewenden Paar wurde mit einer informellen alltagsnahen Kommunikation begonnen (Helfferich 2011, 177). Für den weiteren Verlauf des Interviews war es essenziell, dass ich als Forschende insbesondere während der Stegreiferzählung eine zurückhaltende Rolle eingenommen habe (Misoch 2019, 45). Dennoch versuchte ich „durch zustimmende und unterstützende para- und/oder nonverbale Zeichen“, wie Zustimmungen („mhm“), Nicken oder Lächeln, als „aktive Zuhörer[in]“ aufzutreten, damit der Erzählfluss unterstützt wird (ebd., 42). Das Paar wurde dabei durchgehend gemeinsam, also als Paar adressiert (vgl. Wimbauer/Motakef 2017b, 58f.). Da hierdurch die individuellen Lebensgeschichten nicht abgefragt werden konnten, habe ich zudem am Ende des Interviews die soziodemografischen Angaben abgefragt (vgl. dem Forschungsvorgehen von Wimbauer/Motakef in dies. 2020, 79).

Die Interviewsituation war der Lebensrealität der Paare entsprechend unterschiedlich. Das Paar Anders traf ich werktags an einem für sie entspannten Vormittag ohne direkte Anschlusstermine, das Kind war in der Kita. Gemeinsam wurde Kaffee getrunken. Das Interview wurde nicht gestört, sodass sich alle Beteiligten fokussiert auf das Interview einlassen konnten. Auffällig war, dass das Paar sich immer wieder liebevoll berührte und auf das Inventar ihrer Wohnung verwies (z.B. auf ein Foto des Kindes; einen Beistellwagen mit alkoholischen Getränken oder die Büro-Ecke im Wohnzimmer). Das Paar Berger traf ich an einem Werktag spät am Abend. Sie hatten gerade ihre Kinder ins Bett gebracht und aus dem Hintergrund hörte man zu Beginn des Interviews die Kinder „Mama!“ rufen. Das Paar wirkte erschöpft von dem (Arbeits-)Tag. Allerdings, so mein Eindruck, bemühte sich das Paar nicht sonderlich, eine „Präsentationsfassade“ (Hirschauer et al. 2015, Abs. 38) aufrechtzuerhalten, sondern ließ paarinterne Konflikte vor mir als Interviewerin passieren. Das letzte in dieser Arbeit ausgewertete Interview war mit dem Paar Claßen. Ich besuchte es an dem Nachmittags eines Werk-

tags. Das Kind war beim Interview dabei, musste also währenddessen versorgt und betreut werden. Dementsprechend wurde das Interview häufiger unterbrochen. Interessant war dies aber insofern, als dass nicht nur über die Kinderbetreuung gesprochen, sondern diese in der Situation selbst ausgeübt wurde. Zu erwähnen ist hinsichtlich der Interviewsituation auch, dass die Interviews etwa je anderthalb Stunden gedauert haben. Eine Ausnahme bildete das erste Interview mit Anja und Anton Anders, welches zweieinhalb Stunden andauerte.

Für die Durchführung der Interviews wurde im Vorhinein ein Erzählstimulus konstruiert, welcher eine Stegreiferzählung anregen und darüber hinaus mögliche „exmanente“ Nachfragen (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, 71) vorbereiten sollte. Der Erzählstimulus leitete sich aus den Methoden narrativer Interviews ab und ist eine zu Beginn des Interviews zu stellende „autobiographisch orientierte Erzählaufforderung, die einen bestimmten temporären Abschnitt oder thematischen Aspekt der Lebensgeschichte des [bzw. der] Befragten betrifft“ (Misoch 2019, 41). Da in dieser Arbeit das Paar als Dyade verstanden wird, welche eine gemeinsame Geschichte teilt, wird diese als erstes erfragt (vgl. Wimbauer/Motakef 2020, 78). Die Erzählaufforderung, die zu Beginn an alle Paare gerichtet wurde, lautete:

„Ich interessiere mich dafür, wie erwerbstätige Eltern mit einem Kind oder Kindern, die durch die Corona-Pandemie von zu Hause gearbeitet haben, diese Situation als Paar erlebt haben. Mich interessiert nicht nur die berufliche Situation von Paaren, sondern auch die Lebensführung. Deshalb würde ich euch bitten, mir einmal zu erzählen, wie ihr ein Paar geworden seid, mit allen Ereignissen und Erfahrungen, die euch dazu einfallen. Ihr könnt euch so viel Zeit nehmen, wie ihr möchtet und ich werde euch dabei nicht unterbrechen. Dabei werde ich mir ein paar Notizen machen und einige Nachfragen stellen, wenn ihr fertig seid.“

Für den Leitfaden, der nach den immanenten Nachfragen zur Eingangserzählung zur Anwendung kommt und als Orientierung dient, wurde darauf geachtet, nicht zu viele Fragen vorzubereiten bzw. zu stellen. Ferner sollten die offen formulierten Fragen dem „natürlichen“ Erinnerungs- oder Argumentationsfluss folgen“ (Helfferrich 2011, 180; vgl. auch Wimbauer/Motakef 2017b, 70). Zudem sollte keine direkte Antwort auf die Forschungsfrage verlangt werden (Helfferrich 2011, 184). Folgend dieser Anleitung wurden folgende Themenaspekte abgefragt, sofern sie bereits nicht von dem Paar selbst angesprochen wurden: Organisation und Arrangement von Erwerbsarbeit (z.B. Typischer Alltag im Homeoffice, Vorgaben des*der Arbeitsgeber*in, Bedeutung des Feierabends); Kinderbetreuung (z.B. Elternzeit und Betreuungssituation im Lockdown) und Paarbeziehung (z.B. Alltag als Paar bzw. Familie vor und während der Pandemie). Zudem wurden zum Ende des Interviews folgende zwei Fragen an alle Paare gerichtet:

„Was wünscht ihr euch für die Zukunft?“ und „Gibt es noch etwas, was wir nicht besprochen haben?“ Das Ziel war es trotz der vorbereitenden Nachfragen möglichst wenig Einfluss auf den Erzählfluss der Interviewten zu nehmen und diese selbst sprechen zu lassen. Es stellte sich heraus, dass längere Gesprächspausen die Paare zum Sprechen anregten und das Aufwerfen neuer Themen durch die Befragten selbst aufschlussreich war. Die erhobenen Daten wurden dann mit der dokumentarischen Methode ausgewertet, die im Folgenden näher dargestellt wird.

4.4 Auswertung mit der dokumentarischen Methode

Für die qualitative Auswertung der Interview-Daten wurde die dokumentarische Methode gewählt. Die Methode eignet sich, um die Handlungspraxis der Interviewten zu rekonstruieren, weil sich, so die Grundannahme, im Interview durch die Beschreibungen und Erzählungen der Befragten das „Orientierungswissen“ und „habituelle Handlungsweisen“ zeigen (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, 20; Bohnsack et al. 2013, 9; Nohl 2017, 16).

Die dokumentarische Methode ist in den 1920er Jahren begründet worden durch den wissenssoziologischen Entwurf der „Dokumentarischen Methode der Interpretation“ von Mannheim – sie gewann jedoch erst Jahrzehnte nach seinem Ableben an Prominenz (Przyborski/Slunecko 2010, 627; Bohnsack et al. 2018, 195). Nach Mannheim ist jedes Wissen und jede Sinnproduktion historisch, sozialräumlich und kollektiv verortet und von der Position des*der Beobachtenden abhängig (vgl. Przyborski/Slunecko 2010, 630). Er spricht in diesem Zusammenhang vom „standortgebundene[n]“ (Mannheim 2015 [1929], 128) Wissen bzw. von der „Seinsverbundenheit des Wissens“ (ebd., 129). Die „Standortverbundenheit“ entspricht, wenn auch in Einzelheiten verschieden, dem Bourdieu'schen Habitus-Begriff (Meuser 2013, 224-227). Es war sodann Bohnsack in den 1980ern, welcher Mannheims Schriften mit anderen Forschungsrichtungen wie der Ethnomethodologie im Sinne der „Praxeologischen Wissenssoziologie“ in Verbindung brachte und für die empirische Forschung fruchtbar machte (Bohnsack et al. 2018, 52f.).

Zentral für die dokumentarische Methode ist die Annahme vom kollektiven oder „konjunktiven“ Erfahrungswissen bzw. von „konjunktiven Erfahrungsräumen“ (Bohnsack et al. 2018, 54). Das Konzept der Kollektivität ermöglicht die Beschreibung gemeinsamer Handlungsvollzüge von Individuen aus einer genuin soziologischen Perspektive, ohne sich ausschließlich auf das Subjekt und dessen individuelle Intentionen zu beschränken (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, 288). Demnach sind Individuen ver-

bunden in einer abstrakten, von der konkreten Gruppe gelösten Kollektivität mit all denjenigen, die an gemeinsamen „Wissens- und Bedeutungsstrukturen teilhaben“ (ebd.). Zentrale Erfahrungsräume sind der gesellschaftliche (z.B. die Generationszugehörigkeit), der organisationale (z.B. die Schulklasse) und der interaktionale Erfahrungsraum (z.B. die Peergroup bzw. die Freundesgruppe) (Bohnsack et al. 2018, 132). Individuen durchlaufen verschiedene Erfahrungsräume im Leben, wobei manche nur temporär sind und andere den Alltag ein Leben lang strukturieren, wie „geschlechts- oder generations-typische Erfahrungsräume“ (Przyborski/Sluneko 2010, 633). Die verschiedenen Erfahrungsräume haben eine für das Individuum strukturierende Funktion und sind nicht getrennt voneinander zu betrachten (vgl. auch Bohnsack et al. 2018, 55).

Eng verbunden mit dem konjunktiven Erfahrungsraum und zentraler Gegenstand der dokumentarischen Methode ist die Mannheim'sche Unterscheidung zwischen dem konjunktiven, handlungspraktisch-atheoretischen, impliziten Wissen einerseits und dem kommunikativ-generalisierten, begrifflich-theoretisch expliziten Wissen andererseits (Bohnsack et al. 2018, 131; Bohnsack 2017, 216f.). Wenn Individuen sich in neue konjunktive Erfahrungsräume einleben, haben sie zwar generalisiertes Wissen oder gesellschaftlich vermittelte Vorstellungen über diesen neuen Erfahrungsraum (kommunikatives Wissen), müssen sich aber kollektives Erfahrungswissen aneignen, welches ihnen nicht versprochen übermitteln werden kann (konjunktives Wissen) (vgl. Bohnsack et al. 2018, 132). Das kommunikative und konjunktive Erfahrungswissen stellt als „komplexe Relation von habitualisierter Praxis und normativen (und identitätsbezogenen) Erwartungshorizonten“ eine „Doppelstruktur“ (Bohnsack 2017, 103) dar, die wiederum den jeweiligen konjunktiven Erfahrungsraum auszeichnet. Bohnsack verdeutlicht die Unterscheidung an einem Beispiel, nämlich dem Begriff bzw. der gesellschaftlichen Realität der *Familie*. Auf der einen Seite ist die Familie als Institution bekannt und damit mit institutionalisiertem und rollenförmigem Handeln sowie generalisierten Erwartungshaltungen verbunden – dem kommunikativen Wissen, auch „Orientierungsschema[...]“ genannt (Bohnsack et al. 2018, 54). Auf der anderen Seite steht das handlungsleitende, inkorporierte, habituelle Wissen innerhalb der familiären Alltagspraxis, welches als konjunktive Wissen bzw. „Orientierungsrahmen“ bezeichnet wird (ebd.). Es ist ein implizites oder stillschweigendes Wissen, welches nur mit den Familienmitgliedern aufgrund der biografischen Gemeinsamkeiten geteilt wird (ebd.). Während das kommunikative Wissen – wie bereits der Begriff besagt – verbalisiert werden kann und damit auch durch standardisierte Befragungen zugänglich ist, erschließt sich der konjunktive

Erfahrungsraum bzw. das konjunktive Wissen – in Interviews – lediglich in der „dokumentarischen Interpretation“ von Beschreibungen und Erzählungen (Bohnsack et al. 2018, 55; vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, 287).

Die für die dokumentarische Methode wesentliche Unterscheidung zwischen kommunikativem und konjunktivem Wissen findet sich auch in der methodischen Umsetzung wieder in den Schritten der „formulierenden“ und „reflektierenden Interpretation“⁴. Ein Zugang zum Orientierungswissen kann in der reflektierenden Interpretation eröffnet werden durch die „Suche nach einander begrenzenden Horizonten sowie der Möglichkeit ihrer Umsetzung, ihrem ‚Enaktierungspotential‘“ (Bohnsack 1989, 28 zit. nach Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, 296). Zentral für die reflektierende Interpretation ist auch das Prinzip der „komparativen Sequenzanalyse“ der Orientierungsmuster (vgl. Nohl 2017, 7f.). Annahme ist, dass die untersuchte Person oder die untersuchten Personen eine Problemstellung auf eine spezifische Art und Weise behandelt bzw. behandeln, indem auf einen Erzählabschnitt ein spezifischer, dem Orientierungsrahmen entsprechender zweiter Abschnitt folgt, also das Gesagte von einer bestimmten Regelmäßigkeit strukturiert wird, die sich im Vergleich mit weiteren Passagen bestätigt (vgl. Bohnsack et al. 2018, 56; Nohl 2017, 8). Im Falle der Gruppendiskussion bzw. des kollektiven Interviews ist die Rekonstruktion der „spezifischen Modi der Diskursorganisation“ eine „wesentliche Komponente“ der reflektierenden Interpretation der Performanz (Bohnsack/Schäffer 2013, 331). Die „Diskursorganisation“ meint die Art und Weise, wie die Redebeiträge in formaler Hinsicht aufeinander bezogen sind (ebd.; Przyborski 2004, 61-76). Für Paarinterviews relevant sind die „kollaborativen“ und „konfliktualen“ Modi der Diskursorganisation und damit die Rekonstruktion, ob sich die Partner*innen in der „Elaboration des geteilten Erfahrungsraums“ (Behnke/Meuser 2013, 80) unterstützen oder die Darstellung des anderen infrage gestellt wird (ebd., 81). Nicht näher erläutert und im Rahmen einer Masterarbeit aufgrund des damit einhergehenden Umfangs zu leisten sind die nächsten Schritte der dokumentarischen Methode, „sinngenetische“ und die „soziogenetische Typenbildung“ (Bohnsack 2013, 249, 251; ebd. et al. 2018, 57, 240; Nohl 2017, 41ff.) genannt.

Bei der nun folgenden Präsentation der Ergebnisse werden die einzelnen Schritte nicht im Einzelnen aufgeführt, sondern zentrale Ergebnisse zusammengefasst.

⁴ Vgl. zu den einzelnen Interpretationsschritten z.B.: Przyborski 2004, 50-60; Bohnsack et al. 2018, 56f.; ebd. 2017, 79ff.; Nohl 2017, 29-40; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, 293-302; Bohnsack/Nohl 2013, 325-330; Przyborski/Sluneczek 2010, 634ff.

5 Präsentation der Ergebnisse

Die folgende Präsentation der Ergebnisse gliedert sich in drei Kapitel. Nach der Kurzdarstellung der Interview-Paare im ersten Kapitel, wird im zweiten Kapitel zunächst die Erzählungen zur Paar- und Elternwerdung untersucht und so die jeweiligen Paarkonstellationen rekonstruiert. Ziel des dritten Kapitels ist es sodann, das alltägliche Arrangement von Paarbeziehung, Kinderbetreuung und Homeoffice während des Lockdowns zu analysieren. Die Analyse-Kapitel werden in der Diskussion der Ergebnisse zusammengeführt.

5.1 Kurzdarstellung der Interview-Paare

Für diese Untersuchung wurden vier Paare interviewt, die zwar viele Gemeinsamkeiten aufweisen, deren Alltag aber in vielerlei Hinsicht verschieden ist. Gemeinsam haben die drei untersuchten Paare, dass sie Eltern von einem oder zwei Klein- oder Grundschulkindern sind, verheiratet sind, studiert und teilweise auch promoviert sind und beide einer Erwerbstätigkeit nachgehen. Das vierte interviewte Paar – Familie Dietz genannt – sticht aus dem Sample heraus. Sie sind das einzige Paar, dessen Kind nicht das leibliche Kind beider Partner ist; sie haben sich nicht in einer biografisch frühen Phase des Studiums oder kurz nach Studienende kennengelernt und sie sind das einzige interkulturelle Paar. Aufgrund der besseren Vergleichbarkeit werden lediglich die ersten drei hier angeführten Paare in der Tiefe analysiert und interpretiert.

Alle Daten der Befragten wurden vollständig anonymisiert. Sowohl Name und Alter der Interviewpartner*innen und ihrer Kinder, als auch Wohnort oder andere genannte Orte und biografische Details oder Informationen wurden aus datenschutzrechtlichen Gründen unkenntlich gemacht. Zudem werden keine näheren personenbezogene Daten angeführt, die unmittelbar Rückschlüsse auf die Person geben könnten, wie das Studienfach und die Berufsbezeichnung. Deshalb wird sich die Benennung der Erwerbstätigkeit im Folgenden darauf beschränken von „Akademiker*innen“ zu sprechen und lediglich die Tätigkeit im Groben beschrieben. Aus Gründen des Datenschutzes wird außerdem darauf verzichtet, die vollständigen Interviews dem Anhang dieser Arbeit hinzuzufügen, sondern es werden nur einzelne Interviewpassagen aus dem Zusammenhang genommen als Zitate angeführt. Im nun folgenden ersten Schritt der Präsentation der Ergebnisse wird ein Kurzportrait der jeweiligen Paare angeführt, um einen ersten Eindruck von den jeweiligen Paaren zu gewinnen.

Anja und Anton Anders

Anja und Anton Anders, beide Mitte 30, haben dasselbe Fach studiert. Sie trafen sich 2013 auf einer lokalen Veranstaltung und wurden dann nach der ersten Verabredung innerhalb einer Woche ein Paar. Kurz nach der Paarwerdung zogen sie aufgrund eines Stellenangebots nach Antons Studienabschluss in eine andere Stadt, wo Anja ihr Studium weiterführte. Später zogen sie zurück in ihren gemeinsamen Heimatort. Bevor ihr erstes Kind zur Welt kam, hatte Anton Anja einen Heiratsantrag gemacht. Ihr Kind ist heute zwei Jahre alt und wird regulär in einer Kindertagesstätte betreut.

Anton geht in Vollzeit einer vornehmlich im Büro stattfindenden Tätigkeit im öffentlichen Dienst nach, die sich durch eine hohe Eigenverantwortlichkeit und Flexibilität auszeichnet sowie einige wenige Präsenztermine erfordert. Durch den Lockdown im März 2020 konnte er fast ganz aufs Homeoffice umsteigen und fuhr lediglich einmal in der Woche ins Büro. Zu diesem Zeitpunkt lief außerdem die Befristung von Anjas Halbtagsstelle im öffentlichen Dienst aus und sie hatte das Vorhaben, ihre Dissertation zu schreiben, bevor sie Ende des Jahres 2020 eine neue Stelle antreten sollte.

Der Lockdown war für beide insofern eine positive Erfahrung, als dass sie viel Zeit als Familie verbringen und „zur Ruhe [...] kommen“ (A946f.) konnten. Antons Arbeitsaufkommen war im Homeoffice verringert und er konnte seine Arbeitszeiten flexibel auslegen. Anja konnte ihren Plan, ihre Dissertation zu schreiben, nicht weiter realisieren und war – so sagen beide – auf die Rolle der Mutter zurückgeworfen.

Birgit und Ben Berger

Birgit und Ben Berger haben sich Anfang des Jahrtausends während ihres Studiums desselben Faches kennengelernt, da sie beide einer Tätigkeit als Hilfskraft an der Universität nachgingen. Sie sind jeweils Anfang 40, seit 18 Jahren ein Paar und seit zehn Jahren verheiratet. Nach fünf Jahren Beziehung bezogen sie ihre erste gemeinsame Wohnung in ihrer Heimatstadt. Ihre beiden Kinder sind neun und drei Jahre alt.

Beide haben promoviert und arbeiten in Vollzeit. Ben geht im öffentlichen Dienst einer Büro-Tätigkeit nach, die sich durch selbstständiges, flexibles Arbeiten und weniger Präsenztermine auszeichnet. Birgit hat eine Stelle in der Privatwirtschaft, in der selbstständiges Arbeiten von ihr erfordert wird. Ben konnte während des Lockdowns komplett – bis auf einen Tag in der Woche – auf das Arbeiten zu Hause umstellen, während Birgit weiterhin ihrer Tätigkeit vor Ort nachgehen musste: Im wöchentlichen Wechsels ging sie entweder vormittags oder nachmittags ins Büro, sodass die beiden sich je nach

Tageszeit mit der Kinderbetreuung abwechselten. Bens Erwerbstätigkeit wurde während der Pandemie als „systemrelevant“ eingestuft, sodass sie früher wieder die Kinderbetreuung in Anspruch nehmen konnten.

Schon vor der Corona-Pandemie verbrachte das Paar fast jeden Abend arbeitend zu Hause. Die Situation im Homeoffice bei ausbleibender Kinderbetreuung war eine nicht leicht zu vereinbarende und führte zu Konflikten. Das Homeoffice war für sie „tückisch“ (vgl. B864), da es dazu verleitete, noch mehr zu arbeiten und „ins Private [...] reinreicht“ (B866).

Clara und Carsten Claßen

Clara und Carsten Claßen haben sich bei Carstens Arbeitsstelle vor acht Jahren kennengelernt. Clara arbeitete in der Firma geringfügig, während sie auf der Suche nach einer Promotionsstelle war, die sie später auch gefunden hat. Für diese Stelle sind sie vor sechs Jahren umgezogen, Carsten nahm in der neuen Stadt ein Studium auf. Carsten ist heute Anfang 30, Carla Mitte 30. Ihr gemeinsames Kind ist vier Jahre alt und wird in einer Kindertagesstätte bei Carlas Arbeitsstelle betreut.

Beide haben – unterschiedliche Fächer – studiert und arbeiten jeweils in Vollzeit in einer Bürotätigkeit im öffentlichen Dienst und hatten vor der COVID-19-Pandemie wenig bis kaum im Homeoffice gearbeitet. Während des Lockdowns konnten beide vollständig auf die Arbeit von zu Hause umsteigen, Carsten mit festen Arbeitszeiten, Clara mit flexiblen. Da Carstens Erwerbsarbeit während des Lockdowns als „systemrelevant“ eingestuft wurde, hatten sie bereits ab Mitte Mai die Möglichkeit, wieder ein Betreuungsangebot für ihr Kind in Anspruch zu nehmen.

Vor allem Clara empfand die Vereinbarkeit von Arbeit und Privatleben und insbesondere der Kinderbetreuung während des Corona-Lockdowns als schwierig, wohingegen es Carsten leichter fiel, die Bereiche zu trennen. Die gleichzeitige Betreuung von Kindern neben dem Homeoffice ging beider Einschätzungen nach „überhaupt nicht“ (C809). Trotz einiger Streitereien hat die Pandemie und die damit verbundene Stresssituation sie als Paar und Familie „stark“ (C969) gemacht.

Tab. 1: Übersicht der Kurzdarstellung der Interview-Paare zum Zeitpunkt der Befragung (September bis Oktober 2020)

| Paar | Alter | Zusammen/verheiratet | Arbeitgeber*in ⁵ | Kinder | Erwerbsarbeit |
|-----------------------------|-----------------------|-------------------------------------|--|--------|--|
| Anja/Anton Anders | Mitte 30 | 7 J. zusammen 2 J. verheiratet | Öff. Dienst bis 31.3.20/ Öff. Dienst | 2 J. | Ohne Erwerbsarbeit ab 1.4.20, Aussicht auf Promotion/ Homeoffice in Vollzeit an vier Werktagen |
| Birgit/Ben Berger | Anfang 40 | 18 J. zusammen 10 J. verheiratet | Privatwirtschaft/ Öff. Dienst | 9/3 J. | Schichtsystem in Vollzeit/Homeoffice in Vollzeit an vier Werktagen Beide im Homeoffice am Abend |
| Clara/Carsten Claßen | Mitte 30/Anfang 30 | 7 J. zusammen 5 J. verheiratet | Öff. Dienst/ Öff. Dienst | 4 J. | Beide im Homeoffice in Vollzeit |

5.2 Paarkonstellationen im Werdungsprozess

Im ersten Aspekt der Analyse wird der Paarwerdungsprozess durch die Interpretation der gemeinsam erzählten Paargeschichte untersucht. Dazu wird bei allen Paaren die Eingangserzählung betrachtet, welche durch den oben dargestellten Erzählstimulus „Wie seid ihr ein Paar geworden?“ angeregt wurde. Der zweite zu analysierende Aspekt bezieht sich auf die jeweilige Paarkonstellation im Prozess der Elternwerdung.

5.2.1 Paarwerdung und „Bewährungsprobe“

Anja und Anton Anders haben sich während ihrer Studienzeit getroffen, sind sich aber schon in ihrer Kindheit begegnet, da ihre Eltern miteinander bekannt sind (vgl. A13ff.). Wiedergetroffen haben sie sich 2013 auf einer lokalen Veranstaltung in ihrer Heimatstadt (*X-Stadt*). Dort wurden sie von ihren Eltern aufgefordert, sich zu unterhalten, da sie beide das gleiche Studienfach belegten (A19-27). Es ist ihnen „ein bisschen unangenehm“ (A473), dass ihre Eltern sie „echt gelenkt“ (A474) haben. Der Bezugsrahmen des Gefühls des Unbehagens könnte sein, dass eine von den Eltern arrangierte und vermittelte Paarbeziehung unüblich und nicht zeitgemäß ist, sondern eine „schicksalshafte“

⁵ Die Begriffe Arbeitgeber*in und Arbeitnehmer*in werden mit Blick auf die untersuchten Paare aus Gründen der Anonymisierung untechnisch und unabhängig vom jeweiligen rechtlichen Status des Erwerbsverhältnisses verwendet.

romantische Begegnung gewünscht wird (vgl. Burkart 2018, 75f.). Nach der besagten Begegnung war Anja nach eigener Aussage „so blöd“ (A26), nicht nach Antons Telefonnummer zu fragen, was sie sehr bereute. Deshalb besuchte Anja andere lokale Veranstaltungen (vgl. A420-423) und vier Monate lang jeden Tag die Bibliothek (sie erfuhr von ihrer Mutter, dass er dort lernte) in der Hoffnung, Anton zu treffen. Nach Monaten des Suchens traf sie Anton und sie verabredeten sich. Es folgt eine detaillierte Beschreibung der Kennenlerngeschichte, die sie gemeinsam erzählerisch hervorbringen (vgl. A36-50), was für eine Mythologisierung sowie Romantisierung der Kennenlerngeschichte spricht und auf eine paaridentitäre Paarkonstellation bzw. Paarbiografie hindeutet. Nach einem weiteren Treffen waren sie dann eine Woche später ein Paar: „Anton: [...] Ja, das ging echt relativ zackig. ‹Da haben wir...› (Anja: ‹Zeit aufgeholt!› (lacht))“ (A38f.)⁶.

Zu der Zeit des Kennenlernens bereitete Anton sich auf seine Abschlussklausuren vor, Anja war noch mitten im Studium. Wenig später fiel Anja durch eine wichtige Prüfung, Anton hatte gerade das Studium beendet und wollte für eine Stelle den Wohnort wechseln (nach *Y-Stadt*). Diese anbrechende neue Lebensphase Antons stellte eine Prüfung – im Sinne einer „Bewährungsprobe“ – für das Paar dar. Zu der Zeit waren sie etwa seit einem Monat zusammen (A60f.). Anders als bei den anderen beiden Paaren ist die Probe nicht ein bewusst initiiertes Ereignis einer Partnerin oder eines Partners, um den*die Partner*in zu prüfen, sondern eine von außen begünstigte.

Für Anton stand die Entscheidung des Umzugs für die Stelle schon fest und wurde nicht innerhalb der Paarbeziehung ausgehandelt, sondern für Anton war der Wegzug „klar“ (A71). Diese Tatsache, die sie bei einem Restaurantbesuch besprachen, versetzte Anja in einen emotionalen Ausnahmezustand und sie erlebte die Situation als „dramatisch“ (A58). So war sie im Restaurant „in Tränen ausgebrochen“ (A63), was sie darauf zurückführt, dass sie „hormongesteuert“ (A62) war. Demnach war sie ihrer emotionalen Reaktion – als Frau – psychisch ausgeliefert. Die Legitimation ihres Verhaltens ist auch vor dem Hintergrund zu interpretieren, dass sie befürchtet hatte, von Anton für ihr Verhalten sanktioniert zu werden. Nach Anjas Aussage hätte es auch sein können, dass Anton „einfach schreiend weg[läuft]“ (A66) oder, dass Anton hätte „[s]agen können, oh Gott, die spinnt völlig“ (B67). Anja ist also diejenige, die sich dem Urteil Antons „un-

⁶ Alle folgenden Zitate wurden sprachlich zur besseren Lesbarkeit grob bereinigt. Zu den Transkriptionsregeln vgl. Bohnsack 1993, 193.

terwarf“. Es wird im Interview ein Aushandlungsprozess über den weiteren Verlauf der Beziehung angesprochen, der nicht ganz transparent und teilweise widersprüchlich ist. Es wird eine Ambivalenz zwischen individueller und kollektiver Entscheidung sichtbar, die sich sprachlich zwischen „ich“ und „wir“ zeigt:

„Anja: [...] Und dann habe ich ein bisschen geguckt, was wollte ich denn eigentlich mit meinem *Fach*-Studium machen oder wo, weshalb habe ich das mal angefangen [...], dass ich geschaut habe, wo gibts einen Schwerpunkt, der das beinhaltet und logischerweise mit der *Hochschule* gibts das in *Y-Stadt*. Und dann haben wir relativ zügig auch entschieden, dass ich nach *Y-Stadt* wechsele zum Oktober.“ (A84f./87ff.)

Die Entscheidung wird als eine gemeinsam getroffene inszeniert („wir haben entschieden“), letztendlich wird aber nur davon berichtet, dass Anja abwog, mit wegzuziehen und ihre Ausbildung an die Berufstätigkeit Antons anzupassen, während Antons Entscheidung nie in Zweifel stand. Auch zu einem biografisch späteren Zeitpunkt stand das Paar durch die Berufstätigkeit Antons vor einem örtlichen Wechsel. Ohne dass sie es „artikuliert hätten“ (A159), hatten beide das „Bauchgefühl“ (A160), dass sie aus *Y-Stadt* wegziehen wollten. Mitten in der Hochphase der Universitäts-Abschlussprüfung von Anja bekam er die Zusage für eine Stelle in der Nähe von ihrer Heimatstadt *X-Stadt*. Anja war „vollkommen fassungslos“ (A170) angesichts der Tatsache, nun in *X-Stadt* unmittelbar eine Wohnung finden zu müssen. Zudem hatte sie „gehofft“, dass Anton sich „voll auf [sie] konzentrieren“ (A174f.) würde und nicht auf eine neue Arbeitsstelle. Abermals wurde die Paarbiografie durch die Erwerbstätigkeit Antons bestimmt, die als Bezugsrahmen der Priorität für den Werdegang des Paares und dessen Wohnort fungiert, ohne dass es eine transparente paarinterne Aushandlung über Alternativen darüber gegeben hätte.

Ben und Birgit Bergers Paar-Biografie wird in der Eingangserzählung hauptsächlich von Birgit geschildert. Das Paar hat sich während des Studiums im Jahr 2000 kennengelernt, beide studierten dasselbe Fach und waren an benachbarten Lehrstühlen als Hilfskräfte beschäftigt. Der Lehrstuhl diente dabei als eine Art „Vermittlungsagentur“, denn, so betont Birgit, es hatten sich mehrere Beziehungen angebahnt (B30), wodurch ihre Paarbeziehung legitimiert und begründet wird. Während Birgit „propositioniert“ (vgl. Przyborski 2004, 63), dass sich ihre Beziehung „einfach so“ bzw. „irgendwie“ (B26) entwickelt hatte, ohne genau rekonstruieren zu können wie – also das Zusammenfinden unumstößlich oder „schicksalhaft“ durch die Häufigkeit der Begegnung auf den Bürofluren und in den gemeinsamen Vorlesungen war –, ist es für Ben ein singuläres Ereignis, welches den Anstoß für die Paarwerdung gegeben hat, nämlich Birgits Einladung

zum Nudeln essen (B27).

Der Paarwerdungsprozess war gekennzeichnet durch einen sehr explizit thematisierten – wie Birgit es nennt – „Wendepunkt“ (B94, B122, B143), der abermals von ihr in der Eingangserzählung angesprochen wird. Sie hatte das Gefühl, dass Ben sich „der Sache nicht so ganz sicher“ (B88) und ihm sein Sporttraining „immer wichtiger“ (B90) war. Birgit ist dann für ein Praktikum während des Studiums nach London zu einem Bekannten gereist, auch in der Intention, Ben „eifersüchtig“ (B100) zu machen und ihn zu einem öffentlichen Bekennen der Beziehung zu bewegen („nun entscheide dich doch mal“ (B102)). Die sich anbahnende Beziehung wurde durch einen Anderen – Birgits Bekannten – bedroht und damit tritt das „konjunktive Erfahrungswissen“ (Bohnsack et al. 2018, 54) über Partnerschaft zutage, welches sich durch die Exklusivität der Beziehung und Monogamie auszeichnet.

Die „Proposition“ (Przyborski 2004, 63) des „Wendepunktes“ für die Beziehung wird von Ben nicht aufgegriffen, sondern die eigentliche Probe, vor die er sich gestellt sah, war, seine Individualität, sein bisheriges Leben als „freies“ Individuum mit Leidenschaft für den Sport und das tägliche Training ein Stück weit aufzugeben und mit der Beziehung zu vereinbaren. Die „Sozialisation“ in den Erfahrungsraum der Paarbeziehung wurde durch Birgit initiiert. Ben musste „erlernen“, sich als Teil des Paares zu begreifen und, wie er es nennt, mit den „Einschränkungen, die so eine Beziehung mit sich bringt“ (B128), umzugehen, während es Brigit leichter fiel, sich zu diesem Zeitpunkt schon als Dyade zu begreifen. Der Wunsch nach individueller Freiheit zeigt sich bei Ben bis heute in dem Bedürfnis nach räumlichen Rückzugsmöglichkeiten (B158). Als weiteres Beispiel für das „*Vereinbarkeitsmanagement*“ (Behnke/Meuser 2005a, 130) in der Beziehung, welche maßgeblich von Birgit geführt wird, ist die Initiative zu heiraten, die – nach Bens Einschätzung „[w]ie so vieles“ (B250) – abermals von Birgit ausging. Dass beide lachen, könnte einerseits ein Zeichen der Unsicherheit und/oder der Scham sein, da sie etwas ihrer Meinung nach von der gesellschaftlichen Norm abweichendes präsentieren, das nicht dem „Klassischen“ entspricht:

„Ben: [...] Du wolltest irgendwie immer heiraten, ich weiß auch nicht mehr genau, aber das kam irgendwie so von dir aus. Wie so vieles.

Birgit: ^L Ich musste sogar fragen, glaub ich.^J

Ben: ^L Genau.^J (Birgit: (lacht)) Und dann haben wir beide gesagt, jetzt können wir eigentlich auch heiraten (I: (lacht)) Und ab da wurde es...

Birgit: Also es war nicht irgendwie so der Klassiker mit auf die Knie fallen und...

Ben: ^L Nee, nee^J [...].“ (B249-255)

Die gerade interpretierte Konstellation des *Vereinbarkeitsmanagements*, welches

hauptsächlich von Birgit initiiert wurde, zeigt sich auch biografisch nach Ende von Birgits Studium während der Promotion und beim Eintritt ins Berufsleben. Auffällig ist, dass nun Bens Redeanteil höher ist als der von Birgit, während es vorher Birgit war, welche die Erzählung zur Paarwerdung, der Elternwerdung und weiteren familiärer Themen vorangetrieben hat. Demnach lassen sich Zuständigkeiten rekonstruieren, die bis heute wirken: Während sich Birgit für die Sphäre der Partnerschaft und Familie verantwortlich sieht, sieht sich Ben in der Sphäre der Erwerbsarbeit zugeteilt.

Die Promotion war bei Birgit zeitlich einige Jahre früher verortet, sodass Ben ihr „hinterhergedackelt“ (B203) ist. Das mit dieser Formulierung aufgeworfene Bild eines ergebenden, dem „Frauchen“ folgenden Hundes spricht dafür, dass Ben dies als problematisch wahrgenommen hat. Birgit legitimiert diese für das Paar als ungewöhnlich wahrgenommene Situation, indem sie argumentiert, dass Ben eine wissenschaftliche komplexe Dissertation verfasst habe (vgl. B205-208), was mit einem Mehraufwand und einem erhöhten Schwierigkeitsgrad verbunden war, während sie eher auf den Titel bedacht war und ein weniger schwieriges Thema wählte. Sie haben sich gegenseitig bei ihrer Promotion unterstützt, wobei Birgit von Ben ihrer Einschätzung nach „mehr unterstützt“ (B41) wurde. Sie konnten jeweils von der Hilfe des anderen profitieren und die „Karriere“ beider wurde zum gemeinsamen Unternehmen.

Auch der Einstieg in die Arbeitswelt vollzog sich bei Birgit früher als bei Ben, was wiederum denjenigen von Ben erschwerte, da er sich, z.B. bei der Wohnortwahl, an Birgit anpassen musste. Es war „schwierig“ (B170), weil Birgit schon „festsass“ (B171), was ihn „ein bisschen gestört“ (B180) hat. Sein Interesse an einem mit einem beruflichen Aufstieg verbundenen Arbeitsplatz konnte nicht realisiert werden, da es mit einem Ortswechsel verbunden wäre und die Vereinbarkeit von Familie und Beruf erschwert hätte. Das – so Birgit – haben sie gemeinsam ausgehandelt („das haben wir dann aber auch gesagt“ (B186)). Wenn Birgit zu Hause gewesen wäre, wäre es nach Birgit „natürlich möglich“ (B189) gewesen. Diese auf ein traditionelles Familienmodell hinweisende Konstellation war jedoch in ihrer Partnerschaft keine Option, sondern Birgits Berufstätigkeit war selbstverständlich, nicht räumlich flexibel und gleichrangig, wenn nicht sogar übergeordnet – er musste seine Arbeitsplatzwahl nach ihrer ausrichten – zu der von Ben. Dennoch war und ist die Synchronisation beider Karrieren ein Konfliktthema.

Clara und Carsten Claßen haben sich zu einem biografisch späteren Zeitpunkt kennengelernt. Carsten stand bereits im Berufsleben und Clara hatte gerade ihr Studium

beendet. Auch anders als bei der Familie Berger haben sie nicht im Kontext des konjunktiven Erfahrungsraumes (vgl. Bohnsack et al. 2018, 54) – der Universität – kennengelernt, sondern zufällig bei ihrer Arbeitsstelle, die nicht der beruflichen Qualifikation Claras entsprach.

Clara ist nach ihrem Studium und nachdem sie drei Jahre einer anderen beruflichen Tätigkeit nachging, in eine andere Stadt gezogen auf der Suche nach einer Promotionsstelle. Übergangsweise nahm sie eine Aushilfsstelle in einer Technik-Firma an, Carsten war dort schon seit seiner Ausbildung beschäftigt. Auf einer Betriebs-Weihnachtsfeier waren sie die einzigen Nichtraucher*innen, sodass sie aus dieser Gegebenheit heraus ins Gespräch kamen. Weitere Treffen folgten und es hat sich „relativ schnell zueinander gefügt“ (C27). Clara stellt positiv heraus, dass Carsten bei der Arbeit einer der wenigen Männer mit kulturellem Interesse und „Tiefgang“ (C170) war und sich damit klar abgrenzen konnte von den „sexistischen Gesprächspartnern“ (C169), ihren Kollegen, mit denen Clara nichts anfangen konnte. Sie befand sich in der Firma, so Clara, in einer „männerdominierten Welt“ (C164) und wurde selbst mit einigen Vorurteilen konfrontiert (vgl. C167), reproduzierte jedoch selbst „Vorurteile und Ängste“ (C207) gegenüber Carsten und den anderen Arbeitskollegen. Carsten validiert Claras Orientierung an der Ablehnung des Sexismus der Kollegen und grenzt sich von der Gruppe ab. So waren seine Arbeitskollegen „platt“ (C182) und verhielten sich insgesamt „häufig unmanierlich“ (C185). Die Gründe für das Verhalten berufsbezogener Geschlechterstereotype werden durch Carsten naturalisiert: „Techniker sind so wie Techniker halt so sind“ (C180) und das beschriebene Verhalten war dem Berufsstand entsprechend „typisch Mann“ (C186). Die starke Positionierung im Kontext ihres Kennenlernens beruht auf einem Gegensatz: Während die Arbeitskollegen von Carsten und Clara als trivial, ungebildet oder primitiv dargestellt werden, stellen sie heraus, dass Carsten hingegen „männlich“, gebildet und zivilisiert handelte.

Neben diesen geschlechtsstereotypen Vorurteilen war Clara auch unsicher, inwiefern ihr Altersunterschied gegen die Beziehung sprechen könnte. Sie haben einen „umgekehrte[n]“ (C199) Altersunterschied von fünf Jahren. Die Formulierung „umgekehrt“ impliziert, dass der Unterschied „falsch herum“ ist und so von der gängigen Norm abweicht, denn das Strukturmerkmal, dass der Mann in der Regel älter ist als die Frau, wirkt nach wie vor (Burkart 2018, 75f.). Carsten hingegen hatte weniger Momente des Zweifels bzw. spricht jedenfalls keine an. Nach drei bis vier Monaten initiierte er den Einzug Claras in seine Wohnung. Clara hatte Bedenken, ob der Zusammenzug „über-

stürzt“ (C235) war, Carsten jedoch „Vertrauen“ (C227) in die langfristige Perspektive der Partnerschaft und trug damit maßgeblich zur Paarbildung bei.

Der Paarwerdungsprozess war durch einige Momente der Prüfung gekennzeichnet, eine entscheidende „Bewährungsprobe“ initiierte Clara zu Beginn der Beziehung:

„Clara: [...] Dann hatte ich dich noch einmal mitgenommen, das war so eine Art Schocktherapie (I: ((lacht)), zu so einer Party von *Fachrichtung*. (lacht) Von Doktorandinnen der *Fachrichtung*, die kannte ich noch aus dem Auslandssemester, und was so ein total spießiger Gegensatz eigentlich war. Und, aber nachdem du dich da so wunderbar gesellschaftsfähig gezeigt hast, war die Sache eigentlich geritzt, ja. (lacht) (Carsten: (lacht)) Weil für mich war das schon wichtig. Also es waren vielleicht auch so ein paar Vorurteile von dieser ja, von diesen Männern in der Werkstatt halt.“ (C210-216)

Clara stellte Carsten auf die Probe in Form einer gesellschaftlichen „Schocktherapie“ (C210), bei der er sich als geeigneter Beziehungspartner beweisen musste. Er bestand diese Prüfung, indem er sich „wunderbar gesellschaftsfähig“ (C214) zeigte. Dabei deutet sich in Claras Aussage eine paradoxe Selbstpositionierung an: Denn einerseits deklariert sie die Doktorandinnen auf der Party als „spießige[n] Gegensatz“ (C213) zu ihrer eigenen Person oder zu ihrer Beziehung, ihr inneres Verständnis entspricht also nicht einer gesellschaftskonformen, „spießigen“ Norm. Andererseits war es ihr ein wichtiges Anliegen, die Präsentationsfassade als Paar zu wahren und sich dieser sozialen Situation entsprechend „gesellschaftsfähig“ zu zeigen. Für die Beziehungsdynamik entscheidend war, dass Clara den Maßstab für das identitäre Selbstverständnis als Paar sowohl nach innen – nicht spießig– als auch nach außen setzte – gesellschaftsfähig. An diesem Maßstab maß sie die Eignung Carstens als Partner und „managte“ so den Verlauf der Beziehung. Auffällig an der Gesprächssituation ist, dass Carsten nicht auf das Erzählte reagiert, sondern es hinnimmt und so Clara die Interpretation und Bewertung der Situation überlässt.

Das Paar inszeniert ihre Paargeschichte als eine Erfolgsgeschichte. Die Narration der Paarwerdung wird als ein Schicksal oder eine Bestimmung gerahmt, vier Mal im Interview spricht Clara an, dass sich ihre Beziehung „gefügt“ (C20, C27, C132, C210) hat, sie sich „gefunden“ (C132) haben und Krisen gemeinsam durchlebt und überstanden haben. Carsten exemplifiziert, dass sich ihre gemeinsamen Erlebnisse wie ein „Puzzle“ (C137) zueinander gefügt haben und es nie ein Teil gab, welches „blockiert“ (C138) hat. Clara ergänzt, dass sie sich gegenseitig immer „unterstützt“ (C140) haben. An diesen Textstellen zeigt sich die gemeinsame Aushandlung und interaktive Hervorbringung eines Mythos zu der romantischen, schicksalhaften Paarbeziehung, die individuell, nämlich etwas „Besonderes“ ist. Das „Puzzle“, das Erleben des Selbst und die Erfüllung des

individuellen Glücks wird erst durch den anderen komplettiert und durch ein gemeinsames Krisenmanagement stabilisiert, auch wenn – so zeigte die Analyse – das „Management“, die Bestimmung über den Verlauf der Beziehung, hauptsächlich bei Clara lag.

5.2.2 Elternwerdung und Arrangement der Elternzeit

Das Kind von **Anja und Anton Anders** ist heute drei Jahre alt, zu dem Zeitpunkt seiner Geburt waren sie seit etwa vier Jahren zusammen. Die Erzählung wird von Anja ohne eine Aufforderung der Interviewerin angesprochen: „Anja: Aber da haben wir dann auch echt zügig, da haben wir uns sehr zügig entschieden, dass wir jetzt mal kleine Kinder in die Welt setzen“ (A239f.). Anton elaboriert lachend, dass sie alles für die Geburt des Kindes vorbereitet hatten und „wild entschlossen“ (A250) waren, das Kind in „wilder Ehe“ (A251) aufzuziehen, heirateten aber dann doch zwei Monate vor der Geburt (A283f.). Es dokumentiert sich die Orientierung an einer Institutionalisierung des Zusammenlebens als traditionelle Familie durch die Ehe. Der heute nicht mehr gebräuchliche Begriff der „wilden Ehe“ kann zwar – wie Antons Lachen nahelegt – ironisch gemeint sein. Allerdings zeigt auch die Formulierung der „kalten Füße“, dass die nicht-eheliche Elternschaft für die eigene Lebensführung eher abgelehnt wird. Anja hatte gerade ein dreiviertel Jahr lang eine Stelle im öffentlichen Dienst besetzt, als sie ihrer Chefin mitteilte, dass sie schwanger ist (A346f.). Ihre Chefin war „ganz erfreut“ (A664) und hatte damit schon „gerechnet“ (A665). Offen bleibt an dieser Stelle, ob sie ein privates Verhältnis zu ihrer Chefin pflegte und über einen möglichen Kinderwunsch gesprochen hat oder ob die Chefin die Erwartung hatte, dass es als Frau „normal“ ist, irgendwann Kinder zu bekommen.

Nach Geburt des Kindes waren erst Anja und dann Anton jeweils sieben Monate lang in Elternzeit. Sie haben sich nach eigener Aussage die Elternzeit „ganz vorbildlich geteilt“ (A298). Es zeigt sich die Orientierung an einer, was die Kinderbetreuung angeht, angestrebten egalitären Aufgabenverteilung, welche die Elternteile jeweils zu gleichen Teilen miteinbezieht. Erst nachdem Anja das Kind nicht mehr stillte, wurde es Anton erst möglich sich Vollzeit um das Kind zu kümmern (A692-696). Die Anfangszeit als Eltern hat das Paar „komplett unterschiedlich empfunden“ (A495), was sie auf eine biologische Determination als Mutter bzw. Vater zurückführen. Der Bezugsrahmen der Empfindung ist für Anja, dass sie „maximal hormongesteuert“ (A496) und „fix und fertig“ (A498) war. Anton validiert, dass es für Anja durch die hormonelle Veränderung

etwas „völlig anderes“ (A499) war als für ihn. Während er in der Rolle als Vater eher außenstehend war und „unbefangen, befreit“ (A558) in die Situation mit Baby gehen konnte, hat sie die „ganze Verantwortung auf [ihren] Schultern gespürt“ (A557).

Sie problematisieren die Betreuung des Kindes durch eine Tagesmutter als es ein Jahr alt war, da dies für sie selbst mit einer emotionalen Belastung verbunden war. Sie begründen und legitimieren die externe Betreuung und implizieren damit, dass diese einer Begründung bedarf, also nicht der Norm entspricht. Grund für die Betreuung war nach Anton nicht die Erwerbsarbeit (A296), sondern das Wohl des Kindes (A296f.). Anja wiederum betont, dass auch die Erwerbsarbeit ein Grund für die Betreuung war – damit sie „ganz normal arbeiten können“ (A298). Darin sieht Anton zwar auch „fast“ ein „Ding der Notwendigkeit“ (ebd.), sie haben sich aber nicht rein aus beruflichen Gründen dazu „zwingen müssen“ (A299).

Weiterhin kostete es Anton „Überwindung, das Kind in fremde Hände zu geben“ (A318), und die von ihm übernommene Eingewöhnung in die Kita war emotional „grauenhaft“ (A680). Anja validiert, dass sie, als das Kind einen Kindergartenplatz bekam, die Absage an die Tagesmutter in ihr „Gewissensbisse und Zweifel“ (A328) auslöste. An diesen Textstellen zeigt sich die hohe Orientierung an der Kindererziehung und -betreuung, die als gemeinsame Aufgabe als Paar gesehen wird und der Erwerbsarbeit untergeordnet ist, auch wenn ihr Empfinden aus geschlechtsspezifischen Gründen, so ist ihre Erklärung, unterschiedlich ausfällt. Dass sie nicht dazu „gezwungen“ waren, spricht auch für ihre komfortable finanzielle Situation. Für diese Interpretation spricht auch, dass ihre berufliche Tätigkeit in der Eingangserzählung kaum thematisiert wird. So hätten sie fast „unterschlagen“ (A348), ihre Tätigkeiten zu erwähnen, und sprechen diese nur an, da sie glauben, es sei für das Interview von Bedeutung.

Ben und Birgit Berger wurden nach 13 Jahren Beziehung das erste Mal Eltern, das erstgeborene Kind ist heute neun Jahre alt, das zweite ist drei Jahre alt. Das Thema der Kinderplanung wird im Laufe der Eingangserzählung kurz nach der Schilderung der Hochzeit – wie auch beim Paar Anders – von der Frau aufgeworfen:

„Birgit: [...] Ja und dann haben wir auch irgendwann mal gesagt mit den Kindern ähm, das war eigentlich auch klar. Also für mich wars klar. (Ben: Dass, dass...) Dass wir Kinder haben wollten.

Ben: Im Plural weiß ich nicht, ob wir unbedingt, (Birgit: (lacht)) (I: (lacht)) also dass... Ich bin immer noch skeptisch, ob zwei wirklich ja eine Zahl ist. Aber gut. Ähm. Weil, also für Kinder ist zwei gut, aber schon anstrengend, also... Mit einem fand ich es entspannter [...].“ (B272-277)

Die Kinderplanung wird von Birgit thematisiert als eine selbstverständliche und anzustrebende Orientierung – für sie war es „klar“ (B273), Kinder haben zu wollen. Die

Klarheit ergibt sich eventuell durch einen seit Kindheitstagen gehegten Wunsch nach Kindern (so wie der nach einer romantischen Hochzeit (vgl. B268-274)), der internalisiert sein könnte, insbesondere angesichts sozialisierter Erfahrungen als Frau. Dass sie keine weiteren Begründungen anführt, wieso es „klar“ war, spricht für eine „Naturgesetzmäßigkeit“ oder Selbstverständlichkeit des Kinderkriegens. Auffällig ist nun an ihrer Wortwahl, dass sich eine Gegensätzlichkeit oder Widersprüchlichkeit findet: Für *sie* war es klar, dass *beide* Kinder haben wollen (B273). Indem Birgit von der ersten Person Singular zur zweiten Person Plural wechselt, verweist sie auf eine gemeinsame Paarbiografie und auf das Legitimationsnarrativ, dass beide ein gemeinsames Interesse haben und die Familienplanung nicht allein ihre Entscheidung war. Es deutet sich ein Paarkonflikt an, denn Ben widerspricht Birgits Aussage, dass sie zwei Kinder wollten und referiert als Bezugsrahmen auf die Anstrengung, die ein zweites Kind mit sich bringt. Dies spricht dafür, dass er in der Kinderbetreuung aktiv involviert ist oder sich zumindest der Omnipräsenz der Kinder nicht entziehen kann. Die „Anstrengung“ kann sich jedoch auch auf die Erwerbssphäre beziehen, die durch die Kinder(betreuung) beeinträchtigt wird.

Als die Kinder dann geboren waren, ist Birgit nach drei Monaten wieder zur Arbeit gegangen (B289ff.). Ben war jeweils beide Male sechs bzw. sieben Monate in Elternzeit (B312). Für Birgit stellt es eine „Besonderheit“ (B284) dar, dass Ben in Elternzeit war, und sie bewertet es als „ungewöhnlich“ (B311), dass sie selbst wieder früh zur Arbeit gegangen ist. Sie fordert Ben auf, zu erzählen, wie die Elternzeit arrangiert wurde (B284). Es tritt implizit die Orientierung an einer „aktiven Vaterschaft“ (Behnke/Meuser 2013) auf, Ben strebt an, ein sich kümmernde, in Elternzeit gehender Vater zu sein. Die Umsetzung jedoch wird, gerade für Hochqualifizierte, in Bezug auf die gesellschaftliche Akzeptanz und die berufliche Situation erschwert. So berichtet Ben anekdotisch von der Elternzeit, denn er hat das erstgeborene Kind zum Stillen „mit dem Kinderwagen joggend durch die Innenstadt“ (B296) zur Arbeitsstelle von Birgit gebracht und wurde dabei von Passant*innen beobachtet, was er als unangenehm empfunden hat. Trotz ihrer Berufstätigkeit blieb Birgit verantwortlich für die Versorgung des Kindes, sodass keine klare Trennung zwischen Arbeits- und Familienleben stattfinden konnte, sondern sich in der Elternzeit die Sphären überlappten. Auch Ben konnte eine Sphärentrennung in der Elternzeit nicht aufrechterhalten. Es fiel ihm schwer, sich nur in der Rolle des Familienvaters ohne Erwerbsarbeit wiederzufinden, er hat seine Arbeit „vermisst“ (B306) und telefonierte deshalb regelmäßig bei Spaziergängen mit dem Kind

mit seiner Kollegin. Zudem stieß Ben als Familienvater in Elternzeit auf einige Herausforderungen und Hürden:

„Ben: [...] Beim ersten Mal hat der *Vorgesetzte* so gedrängelt, dass ich nicht so lange gehe. Und dann...

Birgit: Ich glaub, deine Eltern fanden es auch nicht soo super, ne?

Ben: Dann war das Selbstbewusstsein nicht da, das zu sagen. Ja und das ist ja immer auch ein bisschen schwierig, wenn... Es bremst einen schon karrieremäßig aus, also das schon... Muss man schon sehen, wie man das macht. Obwohl es öffentlicher Dienst ist, ne.“ (B316-322)

Bens Aussage impliziert, dass der öffentliche Dienst die Vereinbarkeit von Familie und Beruf und die Möglichkeit zur Elternzeit für Väter gewährleisten sollte. Sein Vorgesetzter hingegen „drängelte“ zur kürzeren Elternzeit. Die „aktive Vaterschaft“ ist nicht das Selbstverständliche, sondern es braucht „Selbstbewusstsein“ (B320), sowohl gegenüber dem Vorgesetzten als auch der eigenen Familie. Wie die Elternzeit von Birgit empfunden wurde und wie sie diese im familiären und beruflichen Alltag empfunden hat, wird nicht weiter thematisiert. Vorrang haben die Erfahrungen von Ben als Vater – sie sind das Berichtenswerte.

Für **Clara und Carsten Claßen** war die Geburt ihres Kindes vor vier Jahren ein „krasser Einschnitt“ (C106) und hatte zur Folge, dass sie nur noch sehr wenig Zeit für ihre Partnerschaft hatten, was auch in den darauffolgenden Jahren so blieb. Zuvor waren sie in eine andere Stadt in eine gemeinsame Wohnung gezogen, Carsten hat ein Studium begonnen und Clara eine Promotionsstelle gefunden (vgl. C41-48, C248-255). Die Initiative dazu, den Wohnort für eine „berufliche Änderung“ (vgl. C190) zu wechseln, kam von Clara. Kurz vor der Geburt des Kindes heirateten sie, als dann alles unter „Dach und Fach“ (C47) war.

Carstens Studium bot ihm eine sehr freie Zeiteinteilung für die Kinderbetreuung, so dass er auf eine offizielle Elternzeit verzichten und sein Studium pausenlos fortführen konnte. Carsten bezog zu dieser Zeit BAföG und hatte eine Hilfskraft-Stelle und Clara arbeitete Vollzeit – war also die Haupternährerin der Familie. Die Promotionsstelle von Clara forderte von ihr, auch Termine am Abend wahrzunehmen oder am Wochenende zu arbeiten, was kein Problem darstellte, da sie „ja wusste, dass [ihr] Mann zu Hause war“ (C98). In ihrer Paarkonstellation ist es eine als normal empfundene Selbstverständlichkeit, dass Carsten die Kinderbetreuung und den Haushalt übernimmt und sie flexibel ihrer Erwerbsarbeit nachgeht.

Clara verzichtete auf den Mutterschutz sechs Wochen vor der Geburt („mir gings halt gut“ (C291)), auch, da sie unbedingt noch berufliche Aufgaben fertigstellen wollte.

Nach der Geburt war sie zwei Monate im Mutterschutz, nahm einen Monat Elternzeit und vier Wochen Urlaub wahr, sodass sie nach vier Monaten in den Beruf zurückkehrte. Dass sie noch einen Monat Urlaub nahm, tat sie nur auf Anraten ihres Vorgesetzten. Sie kritisiert, dass es ihr von außen „aufoktroiyert“ (C296) wurde und es stattdessen die individuelle Entscheidung des Paares sein sollte, wann die Frau wieder ihre Erwerbstätigkeit aufnimmt, wenn es ihr gut geht und der Mann sich kümmern kann oder will. Diese Kritik, dass es ihr gesellschaftlich „aufoktroiyert“ wurde, und Frauen in die Rolle der hauptverantwortlich um das Kind sorgenden Mutter gedrängt werden, offenbart ihren Wunsch nach Individualisierung und Selbstbestimmung von Eltern- und Arbeitszeit. Die Schwangerschaft der Frau sollte nicht per se als körperliche Beeinträchtigung bewertet werden und sie von der Erwerbsarbeit ausschließen, sondern dem individuellen Arrangement des Paares obliegen. Es zeigt sich auch die Priorität und der hohe Stellenwert der Erwerbsarbeit – es war ihr wichtig, noch etwas fertigzustellen, auch wenn es nicht ihre unmittelbare Pflicht war.

Bestärkt wurde sie in ihrer Entscheidung „schon“ nach vier Monaten wieder in den Beruf einzusteigen von anderen Frauen bei ihrer Arbeit, die ihr halfen, aus dem „konservativen *Wohnort* Umfeld mal rauszukommen“ (C301). Es hat ihr „sehr gut getan“ (C303), alternative, nicht einem traditionellen Modell entsprechende Arrangements zu sehen, die für andere Frauen kein Problem darstellen. Dabei wurde sie vorgewarnt, dass sie am Anfang „isoliert [... sei] und da auch auf viele Missverständnisse“ (C305) treffen würde. Für Clara war es wichtig, dass ihr alternative Lebensentwürfe von Frauen aufgezeigt wurden, die auch an einer beruflichen Weiterentwicklung interessiert sind. Sie lernte andere „Karrieremütter“ kennen, die ihr als „Role Model“ dienten.

Diese beschriebene Konstellation führte zu vielerlei Hürden, wenn nicht gar zu sozialer Ächtung, die sie gemeinsam als Paar erlebten. So fordert Clara Carsten dazu auf, von ihren Erfahrungen auf dem „Elternamt“ (C269) zu berichten, womit die Beantragung von Kindergeld bei der Familienkasse der Bundesagentur für Arbeit gemeint ist. Dass Clara an dieser Stelle über kein kommunikatives Wissen hinsichtlich der richtigen Begrifflichkeit verfügt und die Erzählung Carsten überlässt, deutet darauf hin, dass die Beantragung von Kindergeld sowie weitere mit der Kinderbetreuung verbundene Aufgaben in seinen Aufgabenbereich fielen. Clara propositioniert, dass sie dort als „Exoten“ (C272) betrachtet wurden. Carsten geht zunächst nicht auf die Aufforderung zur Schilderung der persönlichen Erfahrung zurück, sondern führt diese auf politische Strukturen zurück. In ihrem Wohnort und in den dort ansässigen öffentlichen Anlauf-

stellen gelte nach wie vor das „altherwürdig[e] Ein-Verdiener-Modell“ (C277), was beinhaltet, dass der Mann arbeitet und die Frau zu Hause bleibt. Damit einher geht auch, dass wenig Betreuungsmöglichkeiten für Kinder unter drei Jahren angeboten werden. So hat er bei der Familienkasse erlebt, dass er insbesondere hinsichtlich der finanziellen Situation – Carsten als von BAföG finanzierter Student ohne eigenes Einkommen, Clara als Alleinverdienerin – „schief angeguckt“ (C285) und gefragt wurde, wie dieses Modell denn funktionieren soll. In diesem Zusammenhang berichten sie auch davon, dass sie in ihrer Paarbiografie erlebten, auf zynische Art gefragt zu werden, ob Clara denn wirklich schon nach vier Monaten wieder arbeiten gehen will. Auch wenn es gesetzlich erlaubt ist, ist es „nicht üblich“ (C288) und sie wurden „belächelt“ (C290).

An den geschilderten Situationen zeigt sich, dass beim Paar Claßen – wie auch in allen anderen Interviewfällen – von außen die „machtvolle Norm der ‚guten Mutter‘“ (Fischer 2017, 75) an sie herangetragen wird. Nach dieser Norm ist die Mutter zwar erwerbstätig, die Hauptzuständigkeit für die Sorgearbeiten liegt dennoch in ihrer Verantwortung, während der Mann als Ernährer der Familie fungiert. Für Clara und Carsten selbst ist es jedoch normal und eine ausgehandelte Übereinkunft, eine egalitäre Partnerschaft anzustreben, für die sie von außen eine „Exotisierung“ des Arrangements erfahren. Dass sie dieser Norm nicht entsprechen, ist ihnen bewusst und kann versprachlicht und auf politische Strukturen zurückgeführt werden.

5.2.3 Zwischenfazit

Die Analyse der Interviews sollte untersuchen, welche prägenden Erfahrungen die Paare gemacht und welche Dynamiken sich in der Paarbeziehung etabliert haben. Die Paarconstellationen sollten rekonstruiert werden anhand des Paarwerdungs- und des Elternwerdungsprozesses als wichtige paarbiografische Momente. Ausgangspunkt war die Forschungsfrage, inwiefern das alltägliche Arrangement elterlicher Paarbeziehungen im COVID-19-Lockdown von der Paarconstellation geprägt wird.

Für die Paarconstellation entscheidend war, *wer* die Paarwerdung initiierte und *wie* sie etabliert wurde. Zwei der drei Paare haben sich während des Studiums kennengelernt. Beim Paar Claßen war es kurz nach dem Studium Claras, als Carsten bereits im Berufsleben war. Im Falle der drei Interviewpaare besteht die Gemeinsamkeit darin, dass eher die Frau diejenige ist, welche die Beziehung initiiert hat. Für die Paarconstellationen bedeutet dies, dass die Frauen hauptsächlich das „Beziehungsmanagement“ übernommen haben.

In allen Erzählungen der Paare konnte außerdem das Narrativ der „Mythologisierung“ bzw. Schicksalhaftigkeit der Paarwerdung festgestellt werden. Beim Paar Anders wurde das Gespräch zwischen beiden zwar vermittelt, die Paarwerdung vollzog sich dann aber, nachdem Anja monatelang nach Anton suchte, „zackig“, denn sie mussten „Zeit aufholen“ (A38f.). Bei Bergers ist die Beziehung „einfach so“ bzw. „irgendwie“ (B26), also schicksalhaft, ohne das Zutun der Einzelnen zustande gekommen, auch wenn Ben einschränkt, dass Birgits Einladung zum Nudeln essen den Ausschlag gegeben habe. Bei den Claßens hat sich die Beziehung wie ein „Puzzle“ (C137) zueinander „gefügt“ (C20).

Bei den drei Paaren wurde zudem in jeder Erzählung eine Art „Bewährungsprobe“ zu Beginn der Beziehung angeführt, die über den Fortbestand bestimmte. Beim Paar Anders war dies der Wegzug Antons, bei den Bergers verreiste Birgit, um Ben „eifersüchtig“ (B100) zu machen und zum Bekennen der Beziehung zu bewegen und beim Paar Claßen musste sich Carsten bei Clara als „gesellschaftsfähig“ (C214) beweisen.

Die Elternwerdung ist für jedes der drei Paare ein wichtiges Thema, welches jeweils in der Eingangserzählung ohne eine Erzählaufforderung der Interviewerin angesprochen wurde. Bei jedem Paar wird zudem die Hochzeit angesprochen, die sich kurz vor oder nach der Elternwerdung vollzog. Die Paare haben gemeinsam, dass jeweils der Mann für mehrere Monate Elternzeit genommen hat. Zum einen wird es von den Paaren als etwas Erstrebenswertes dargestellt, gleichzeitig aber auch als etwas „Besonderes“, außerhalb der Norm stehendes und mit sozialen Sanktionen oder zumindest Unannehmlichkeiten einhergehendes.

Tab. 2: Übersicht der Paarkonstellationen im Paar- und Elternwerdungsprozess

| Paar | Kennenlernen | Initiative der Paarwerdung | „Bewährungsprobe“ | Elternzeit |
|-----------------------------|---------------------------------------|---|--|---|
| Anton/Anja Anders | Veranstaltung, Vermittlung der Eltern | Anjas Suche nach Anton | Wegzug Antons für Stellenbeginn | Jeweils sieben Monate |
| Birgit/Ben Berger | Hilfskraft-Stelle an der Universität | Begegnungen in der Uni; Birgits Einladung zum Essen | Birgits Praktikum in London, um Ben „eifersüchtig“ zu machen | Drei Monate/Sieben Monate |
| Clara/Carsten Claßen | Arbeitsstätte in Technik-Firma | Gespräch bei Betriebsfeier | Carsten sollte sich bei „spießiger“ Feier beweisen | Vier Monate/Betreuung neben dem Studium |

5.3 Paarbeziehung, Kinderbetreuung und Erwerbsarbeit während der Pandemie

Der im März 2020 verhängte Lockdown und die Schließung institutioneller Betreuungs- und Bildungseinrichtungen verlangte eine „Neuordnung des Privaten“ (Speck 2020, 137). Im Folgenden soll anhand von drei Kategorien – Paarbeziehung, Kinderbetreuung und Erwerbsarbeit im Homeoffice – rekonstruiert werden, was sich im alltäglichen Arrangement durch die Pandemie für das jeweilige Paar verändert hat.

5.3.1 Paarbeziehung im familiären Alltag

Für **Anja und Anton Anders** bedeutete der Lockdown Mitte März 2020 die weitestgehende Freistellung von der Erwerbsarbeit. Auf Antons Arbeit wurden alle Präsenztermine abgesagt und die Mitarbeiter*innen ins Homeoffice gesandt, sodass Anton nur noch einmal in der Woche ins Büro fuhr und auch sonst kaum arbeiten musste. Auch auf Anjas Arbeit sollten die Mitarbeiter*innen nicht mehr zur Arbeitsstelle kommen und sie erhielt keine Aufgaben mehr. Die Befristung ihres Arbeitsvertrags lief dann Ende März 2020 aus. Daran anschließen wollte sie den Abschluss ihrer Promotion vor dem neuen Stellenantritt Ende des Jahres.

Die Pandemie und die damit verbundenen Infektionsschutzmaßnahmen stellten insofern einen Einschnitt in ihrem Alltag dar, als dass es einige ihrer sonst umfangreichen sozialen Aktivitäten verhinderte, unter anderem auch ihre geplante Hochzeitsfeier. Sie haben die Pandemie „schon auch ernst genommen“ (A857) und weitestgehend auf alle Kontakte und Freizeitaktivitäten verzichtet. Zu Antons Eltern hatten sie wochenlang keinen physischen Kontakt, was „wirklich ungewöhnlich“ (A849) war, da die Großeltern sie sonst bei der Kinderbetreuung unterstützen. Einzig mit einem befreundeten Elternpaar mit Kleinkind hielten sie für einen wöchentlichen Spaziergang den Kontakt (A859-864). Die Auswirkungen der Pandemie beziehen sie in ihren Ausführungen insbesondere auf die Folgen für ihr soziales Leben und weniger auf die für ihre Erwerbsarbeit, was auf die untergeordnete Rolle von letzterer schließen lässt, die sich auch anhand anderer Interview-Passagen identifizieren lässt.

Für das Paar Anders hat sich durch die Pandemie vieles in der Wahrnehmung der alltäglichen Lebensrealität geändert. Für sie war die Pandemie ein auf individueller Ebene einschneidendes Erlebnis, aber auch für die gesamtgesellschaftliche Entwicklung maßen sie ihr eine besondere Rolle zu. Sie nutzen religiöse Metaphern („Sintflut“, „biblisch“), um ihre Sorge vor weiteren Katastrophen in der Zukunft zu verdeutlichen, was als eine

Art „Überhöhung“ oder „Übernatürlichkeit“ der Pandemie zu deuten ist. Der Orientierungsrahmen ist dabei das Wohl ihres Kindes:

„Anton: [...] Das letzte, was ich schon krass finde und da bin ich gespannt, weiß ich gar nicht so genau, wie das so bei einem selber so ein bisschen nachhallt diese Phase. Denn das war schon eine ziemliche Unsicherheit und das würde ich sagen, bei mir jedenfalls, erst mit der Geburt von *Kind*. Man guckt jetzt halt echt auf Zeiträume von, weiß nicht, *Kind* hat eine, also die Generation von *Kind* hat eine durchschnittliche Lebenserwartung von, ich weiß nicht, 90 Jahre oder was. Also das ist (?) und so weiter, das ist eine lange Spanne. Und so ein bisschen wars schon auch ein Eindruck, auch bei unserem Freundeskreis, wenn ich überlege, mit *Name*, als wir da auf deren Terrasse saßen, das hatte sowas fast Biblisches find ich. So als wäre das jetzt die Sintflut und ähm so ein bisschen hatte man auch das Gefühl, dass sich halt einiges echt in die falsche Richtung entwickelt hat und sich das jetzt...

Anja: Das stimmt.

Anton: In solchen (Anja: Ja.) kleineren Katastrophen entlädt und um ehrlich zu sein, das fand ich irgendwie, das hat mir echt kurz zugesetzt (Anja: Mhm.), weil ich dachte: Das ist die Welt, in die ich *Kind* gesetzt habe [...].“ (A1593-1605)

Während die Welt für das Paar durch die Pandemie eine bedrohliche geworden war, stand ganz im Gegensatz dazu die Paarbeziehung, die einen Zufluchtsort (nach innen) in einer (nach außen) unsicheren Welt bot. Anja hatte zudem „richtig richtig Angst“ (A913) vor einer kompletten Ausgangssperre, wie sie zeitweise in Italien angeordnet war. Das Narrativ der Halt gebenden, als positiv empfundenen (Klein-)Familie wird an dieser Stelle bedient.

Eine entscheidende Veränderung ihres Alltags war, dass sie sich durch den Lock-down nun „24 Stunden am Tag“ (A867) gesehen haben, während dies vorher nur abends und morgens der Fall war (A866ff.). Anja empfand die Präsenz und die gemeinsam verbrachte Zeit als „schön“ (A870), was Anton bestätigt: „Anton: Es war [└]wirklich schön[┘] (Anja: [└]Das war es[┘]) also hab ich so empfunden jedenfalls“ (A871f.). So konnten sie, auch unter der Woche, Ausflüge als Familie unternehmen, was sie positiv hervorheben. Den Alltag konnten sie nun permanent gemeinsam erleben und mit neuen Gewohnheiten und Ritualen füllen, wie dem regelmäßigen Konsum von Alkohol:

„Anja: Was haben wir noch gemacht? Ja, wir haben mittags – darf man das überhaupt erzählen? (lacht)

Anton: Ich glaub schon, das gehört zur Wahrheit dazu.

Anja: Es gehört zur Wahrheit dazu! (I: (lacht)) Wir haben ab mittags angefangen Cocktails zu machen.

Anton: Aperitif, das stimmt.

Anja: Also da steht noch ein Überbleibsel (?), irgendwie Aperol Spritz, Hugo.

Anton: Das stimmt.

Anja: Das waren so unsere Sachen, ne?

Anton: Das stimmt. Das ähm mit gesunder Regelmäßigkeit tatsächlich. Irgendwie so um 4 Uhr gabs dann einen kleinen Aperitif (Anja Ja) und das hat, also irgendwann ist uns das unheimlich geworden und deswegen sind wir auf alkoholfrei umgestiegen [...].“ (A1063-1074)

Der Aperitif, das regelmäßige Zusichnehmen eines alkoholischen Getränkes stellte für das Paar in der der Pandemie ein gemeinsames Ritual dar, dass sie gemeinsam bewusst für sich herbeigeführt haben. Sie postulieren, die „Wahrheit“ (A1065) zu erzäh-

len, insofern auch eventuell als unangenehm empfundenen nicht auszusparen. Auffällig ist an dieser Textstelle, dass sie sich gegenseitig in der Erzählung ergänzen und wiederholen und von „wir“ sprechen, was für eine starke paarbiografische Perspektive und ein Kollektivbewusstsein als Paar spricht.

Bei **Birgit und Ben Berger** stießen die durch die Pandemie veranlassten Maßnahmen zum Infektionsschutz, wie die Schließung von Kitas und Schulen, auf Unverständnis und führten zunächst zu Frust im neu zu organisierenden Alltag. Insbesondere Ben kritisiert die Maßnahmen. So hatte die Leitung bereits am Montag die Kita geschlossen, obwohl der offizielle Lockdown an einem Mittwoch im März 2020 beginnen sollte. Ben zufolge war die Kita-Leitung „panisch und [hat] alles ernst genommen“ (B418). Für ihn waren die Schließungen von Kita und Schule „sehr stressig“ und „überraschend“ (B423) und kollidierten mit seinen Verpflichtungen bei der Arbeit („weil das so überhaupt nicht dem Plan passte“ (B424)).

Das Paar hatte am Anfang des Lockdowns die Großeltern, Bens Eltern, von der Kinderbetreuung ausgenommen und Kontakt unterbunden (vgl. B433), es wurde jedoch schnell der Kontakt zu einer anderen Familie mit Kindern und zu Bens Schwester und deren Kindern gesucht, welche die Corona-Maßnahmen „auch sehr locker sahen“ (B593). Begründet und legitimiert wird der Kontakt damit, dass die Kinder jemanden zu spielen haben sollten, auch wenn Ben ein „bisschen Sorge“ (B600) vor möglichen Infektionen hatte, während Birgit insgesamt eher „unbedarfte“ und „überhaupt gar keine Angst“ (B920f.) vor dem Virus hatte.

Einigkeit besteht jedoch über die Empfindung des Auftretens als Eltern im öffentlichen Raum. So erzählen sie anekdotisch davon, dass sie als Eltern mit Kindern als potentielle Infektionsträger im öffentlichen Raum stigmatisiert wurden bei gemeinsamen Ausflügen, die sie oft unternommen haben (vgl. B556-566). Hier zeigt sich – im Gegensatz zu anderen angeführten eher „konfliktualen“ (vgl. Behnke/Meuser 2013, 80) Interviewpassagen des Paares Berger – eine „kollaborative“ (ebd.) Erzählung. Die fehlende Angst vor der Ansteckung ging auch mit dem Ausbleiben existentieller Ängste aufgrund der komfortablen finanziellen Situation einher: „Birgit: Naja gut, und weil wir natürlich auch keine existentiellen Ängste (Ben: Jaja, genau) haben mussten, ne? (Ben: Überhaupt nicht eigentlich, ne.) Anders als manch andere“ (B548f.).

Zentral für das alltägliche Arrangement von Ben und Birgit Berger war, durch das von der Erwerbsarbeit vorgegebene Schichtsystem, die Aufteilung in Vor- und Nach-

mittag. Auch vor der Pandemie war die Aufteilung der Kinderbetreuung aufgeteilt: „Birgit: Ich würde sagen, wir haben es immer relativ klar geteilt unter uns. So, wer wann die Kinder hat“ (B363f.). Sie wurden außerdem von Bens Eltern dabei unterstützt (B362-365). Während Ben seiner Tätigkeit bis auf einen Tag in der Woche im Büro nun vollständig im Homeoffice nachging, wurde anlässlich der Pandemie bei Birgits Arbeit ein Schichtsystem mit abwechselnder Präsenzarbeit der Kolleg*innen eingeführt. Beide waren weiterhin in Vollzeit beschäftigt. Im wöchentlichen Wechsel war in der einen Woche Birgit vormittags für die Kinderbetreuung zuständig und Ben am Nachmittag, in der darauffolgenden Woche umgekehrt (vgl. B441-452). Dadurch war es, so Ben, „insgesamt eigentlich ganz harmonisch“ (B603), was Birgit bestätigt: „Vielleicht aber auch dadurch, dass es eben relativ klar aufgeteilt war, ne? (Ben: Mhm.) Also jetzt so gezwungenermaßen durch unser Schichtsystem [...]“ (B604f.). Insofern konnte die vor dem Corona-Lockdown etablierte Teilung der Kinderbetreuung „klar geteilt“ werden und stellte insofern keine Zäsur im alltäglichen Miteinander dar, sondern war lediglich eine „kurze Unterbrechung“ (B1093).

An einigen Tagen hatte Birgit das ältere Kind mit ins Büro genommen, Ben hatte es früher am Mittag abgeholt und das Mittagessen zubereitet (B731-737). Ben hat immer „Ärger gekriegt“ (B743), wenn Birgit zur Mittagszeit nach Hause kam und das Essen nicht fertig war, was Birgit bestätigt: „Birgit: Stimmt. Ich kam dann nach Hause und das Essen war noch nicht fertig“ (B745). Birgit empfand es „natürlich [...] als] anstrengend“ (B480), die Schulaufgaben mit ihrem neunjährigen Kind zu machen, zumal zeitgleich das dreijährige Kind betreut werden musste. Dabei habe sie sich oft die Unterstützung von Ben gewünscht, nahm aber Rücksicht darauf, dass sie ihn dann bei seiner Erwerbsarbeit gestört hätte, die insofern Vorrang hatte. An diesen beiden Textstellen im Interview zeigt sich, dass Birgit den Maßstab für die Sorgearbeit im Alltag festlegte und Ben an diesen maß – sie entschied, wann das Mittagessen fertig sein sollte und wann Ben sich „doch auch mal kümmern sollte“ (B484). Sie ist diejenige, die neben ihrer Erwerbsarbeit den Blick für das „Management“ der Familienarbeit behielt. Auch Ben war während seiner Erwerbsarbeit im Homeoffice aufgrund der ausbleibenden Kinderbetreuung mit der Anwesenheit der Kinder konfrontiert. Die Überlappung der Sphären von Arbeit und Familie machten es für Ben schwierig, sich aus dem „Betrieb“ (B459) herauszuziehen, wenn Birgit am Vormittag mit den Kindern zu Hause war. Die Bezeichnung der Familie als „Betrieb“ tritt auch an anderer Stelle auf („Normalbetrieb“ (B950)).

Während Ben die Kinderbetreuung belastend fand, wurde der Alltag in der Pandemie für Birgit teilweise positiv empfunden. Sie stellt weniger die negativen Aspekte der Überlappung von Erwerbs- und Privatleben im Lockdown dar, sondern hebt positiv hervor, dass es im Alltag des Corona-Lockdowns mehr Begegnungspunkte als Familie gab, wie das gemeinsame Mittagessen (B488f.). Vor der Pandemie hingegen gab es zu wenig Zeit, sich auszutauschen (vgl. B490ff.). Der Wunsch nach mehr gemeinsam verbrachter Zeit wird oppositionell elaboriert und deutet ein Konfliktthema des Paares an. Auf die Interview-Frage, was das Paar sich für die Zukunft wünscht (B1183f.), antwortet Birgit, dass sie sich im Alltag nach dem Lockdown Zeit als Familie wünscht:

„Birgit: [...] Das hatte ich auch vorgeschlagen, dass wir vielleicht sagen am Freitag versuchen wir beide schon so da zu sein äh, hm? Das wir mittags irgendwie ja, quasi, gemeinsam ins Wochenende starten. Das hatte ich schön gefunden, aber...

Ben: Ja, wie hast du dir gedacht, wie das wie das gehen soll? Wie soll ich denn mittags schon da sein, wenn ich irgendwie eine Stunde Anfahrt und Rückfahrt habe? Also das sind so Ideen, wo man, wo das dann kollidierte. Wo man auch merkte, dass du natürlich ^Lmit deiner Arbeit^L

Birgit: ^LGenau^L, wo ich dann auch sage, naja, ne?! Bei dir auf der Arbeit sind die meisten Kollegen irgendwie freitagmittags schon nicht mehr da und so. [...]“ (B1022-1029)

Ben reagiert darauf mit einer rhetorischen Frage – „Ja, wie hast du dir gedacht, wie das gehen soll?“ (B1025)) –, die impliziert, dass er dieses Arrangement für ausgeschlossen hält und ihr einen Vorwurf für diesen Vorschlag macht. Der Bezugsrahmen ist die Priorisierung seiner Erwerbsarbeit. Während Birgit sich wünscht, mehr Zeit als Paar zu verbringen, möchte Ben – wie schon im Prozess der Paarbildung rekonstruiert – mehr Zeit als Individuum haben und zum Beispiel abends mal wieder laufen gehen können (B1189). Das ist bisher schwierig umsetzbar, da er abends die Kinder ins Bett bringen und danach noch arbeiten muss. Er würde gerne nachmittags schon Feierabend machen und auch mehr Zeit für die Familie haben (B1185-1196). Birgit zweifelt daran, dass er wirklich weniger arbeiten will: Er habe es schon oft gesagt, aber nie an seiner Arbeitszeit etwas geändert, was abermals auf das Konfliktpotential des Arrangements von Privat- und Arbeitsleben im Alltag hinweist.

Clara und Carsten Claßen mussten beide vollständig, weiter in Vollzeit, auf die Arbeit im Homeoffice umsteigen und zunächst ihr vierjähriges Kind zu Hause betreuen. Die Pandemie stellte keine grundlegende Zäsur im Sinne einer Unterbrechung oder Pause in ihrem Alltag dar, denn sie „haben eigentlich gar keine Pause gemacht“ (C126).

Der Alltag im Corona-Lockdown war insbesondere für Clara ein nicht leicht zu bewältigender. Sie beschreibt die Anfangszeit der Pandemie als emotionalen Ausnahmezustand und extreme Stresssituation: Sie war am Anfang „gar nicht drauf klargekom-

men“ (C351), hatte „Wutausbrüche“ und war „total überfordert“ (C352) von der Neuorganisation von Beruf und Kinderbetreuung. Ihre Kontakte reduzierten sie auf ein Minimum, auch Claras Eltern als Teil einer Krankheits-Risikogruppe besuchten sie aus Angst vor einer Infektion nicht mehr (vgl. C366-372). Für Clara lag die Lebensführung in ihrer individuellen Verantwortung, sodass die Überforderung bei der Vereinbarkeit als individuelles Versagen empfunden wurde. Clara wollte Abhilfe schaffen, indem sie im Lockdown „Orientierung“ (C813) oder „Tipps“ (C814) in Ratgeberliteratur und in Internetbeiträgen suchte (vgl. C467-470).

Während Clara bei ihren Ausführungen die Empfindungen während der Pandemie aus individueller Perspektive, aus der Introspektion der eigenen Gefühle schildert, war für Carsten das Arrangement im Alltag auch nicht ohne „tiefere Einschnitte“ (C370) möglich. Dass die Erwerbsarbeit unter dem Lockdown litt, ist für ihn der „absolute Negativpunkt“ (C372). Es deutet sich eine unterschiedliche Orientierung des Paares an, die aber ihre Synthese findet. Als negativ wird bei Clara die individuelle psychische Belastung durch den Lockdown und die erschwerte Organisation von Kinderbetreuung und Erwerbsarbeit empfunden, während bei Carsten nicht die mentale Verfassung, sondern die Arbeit „litt“. Auf welcher Ebene die Pandemie Einfluss auf ihren Alltag hatte, handeln sie gemeinsam aus:

„Clara: Aber würdest du denn echt sagen, dass die Arbeit drunter gelitten hat?

Carsten: Ja.

Clara: Ich würde sagen, dass wir drunter gelitten haben.

Carsten: Ja als Person natürlich. Also...

Clara: Weil wir ja doch alles erfüllt haben. Alles lief ja.

Carsten: Ja.

Clara: Aber wir waren halt, glaub ich, nervlich am Rande (.) an der Grenze.

Carsten: Ja.

Clara: Weil man, weil man versucht hat, es jedem Recht zu machen. Man hat versucht, sich ^Lden Aufgaben^L

Carsten: ^LGrundsätzlich ja.^L

Clara: Der Arbeit und aber auch dem Kind, was man jetzt zu Hause hatte und der Verantwortung.

[...].“ (C384-393)

Auffällig ist, dass nun wieder eine paarbiografische Perspektive eingenommen wird betreffend die Frage, wer oder was „gelitten“ (C385) hat. Carsten übernimmt die von Clara propositionierte Perspektive und stimmt zu, als „Person“, in der individuellen psychischen Verfassung eine Überlastung erlebt zu haben, die Clara daraufhin weiter ausführt: Die Belastung bestand darin, es „jedem recht zu machen“ (C388f.). Ob die Zustimmung Carstens eine „echte“ oder lediglich rituelle, an die Meinung Claras angepasste ist, bleibt offen. Hinsichtlich der Paardynamik liegt das „Paarmanagement“ bei Clara, welche die Orientierungen maßgeblich vorgibt.

Die von Clara als belastend empfundene Situation entlud sich in Streit und Konflikten. Die Pandemie stellte eine Belastungsprobe für das Paar dar, denn die von Clara angesprochene Frustration entlud sich über den*die Partner*in. Während Clara zufolge Carsten nicht „so ausbrüchig“ (C500) war wie sie, hat sie ihre Gereiztheit an Carsten ausgelassen, um „Dampf abzulassen“ (C500) und „Spannungen zu lösen“ (vgl. C501). Ein Problem war die Synchronisation der Tagesabläufe von Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung, die nicht immer transparent war, sodass es zu Unstimmigkeiten kam, wann die Kinderbetreuung übernimmt. So hat Clara Carsten „angefaut“ (vgl. C505), wenn das Kind sie bei der Arbeit störte und Carsten es nicht schaffte, sich um das Kind zu kümmern. Sie räumt sofort ein, dass diese Behauptung „Schwachsinn“ (C508) ist und Carsten sich genügend um das Kind kümmerte. Clara relativiert ihre Paarkonflikte, die im Nachhinein von ihr als „Lappalien“ (C496) bezeichnet werden, da sie sich gut kennen und wissen, wie sie Konflikte und Streitereien „zu nehmen“ (C502) haben. Auffallend ist, dass Clara die paarinternen Konflikte anspricht und bewertet, während Carsten kaum darauf reagiert und sie insofern aktiv die Deutungshoheit über Konflikte in der Partnerschaft und die Präsentation dieser nach außen behält.

Ein angesprochenes Konfliktthema kam auch durch die Aufgabe der Zubereitung des Mittagsessens für das Kind auf, welches sonst durch die Kita übernommen wurde. Im Sinne der bereits erwähnten, von Clara angestrebten Selbstoptimierung hatte sie während des Lockdowns das Ziel, sich regelmäßig zu bewegen und nicht zuzunehmen, da sie im Homeoffice mehr gegessen hat (vgl. C584-588). Sie war manchmal „genervt“ und hat Carsten dafür „angezickt“ (C596), nicht richtig zu kochen, sodass es „passiv“ (C603) ihre Aufgabe wurde, gesund für die Familie zu kochen, damit die Vitaminversorgung gewährleistet war. Carsten hingegen hätte sich nur von Müsli und Butterbrot ernährt, was er zurückweist („Carsten: ^LAls ob ich so viel Müsli esse.^J“ (C601)). Die gesunde Ernährung und die Bewegung als eine das Selbst optimierende Lebensführung tritt als Orientierung auf, die Verwirklichung wird durch Carstens „falsche“ Ernährung und Nahrungszubereitung gehindert.

Beide haben den Anspruch und das Ziel, „immer alles sehr pa- ah paritätisch“ (C91) aufzuteilen, auch in der Pandemie ist es explizit im Selbstverständnis des Paares verankert, dass „[g]rundsätzlich [...] ja immer die Parität vorhanden“ (C1130) sein sollte bei der Aufteilung von Erwerbsarbeit, Kinderbetreuung und Haushaltsaufgaben:

„Clara: In allem, jeder muss alles machen können.
 Carsten: Genau.
 Carsten: Genau. Jeder muss, also jeder hat irgendwie ähm, ich sag jetzt mal natürlich irgendwo Vorlieben. Aber grundsätzlich ist es so, jeder möchte eigentlich alles in irgendeiner Form können. Ne?
 Clara: Ja.
 Carsten: Ob das jetzt ich sag jetzt mal putzen, kochen, backen ähm...
 Clara: Garten.
 Carsten: Sich ums Kind kümmern, Garten, völlig egal.
 Clara: Bett beziehen, alles.
 Carsten: Wir wollten immer alles...
 Clara: Wer gerade Zeit hat, der machts.
 Carsten: Genau.
 Clara: Und wir haben da eigentlich ein blindes Verständnis irgendwo ähm, dass wir uns da gegenseitig auch unterstützen. Wenn der eine jetzt gerade mal wirklich so weit weg ist, dass er einfach die Zeit dafür nicht hat. Beispielsweise, du musst dich auf einen Vortrag vorbereiten, ich muss mich zu meinen Prüfungen vorbereiten oder, oder, oder. Dementsprechend hat der andere wieder ein bisschen zurückgerudert und halt mehr übernommen. (I: Mhm.)
 Clara: Ja ne, also das ist, genau, jeder hat also, wie du sagst, jeder hat so seine Vorlieben was er gerne macht oder manch einer kann auch vielleicht manche Sachen besser.
 Carsten: Ja. Je nach Talent und Eignung, klar.
 Clara: Aber halt, ja muss halt laufen so, ne? Dass der Familienbetrieb, ja... (schmunzelt).“ (C310-332)

Dabei war das Prinzip der Gleichstellung nicht, die Aufgaben mathematisch je nach Zeit aufzuteilen, sondern an die Vorlieben und Talente anzupassen. Die Bereitschaft und das Wissen zur Ausführung der jeweiligen Aufgaben sollte aber jeder haben und diese je nach Zeitkapazität ausführen. Bezeichnend ist, dass sie konsensual elaborieren, ein „blindes Verständnis“ (C315, C1001) darüber zu haben, dass sie sich gegenseitig unterstützen und ergänzen in der Ausübung von Haus- und Sorge-Arbeiten. Wichtig war, dass der „Familienbetrieb“ (C324) am Laufen blieb. Wie auch beim Paar Berger, findet sich das verbalisierte Narrativ der „Verbetrieblichung“ des Alltags.

Trotz der angestrebten egalitären Aufgabenverteilung erfuhr Clara eine andere, größere Belastung als Carsten dabei, alles – Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung – unter einen Hut zu bekommen, da sie hohe Ansprüche an sich selbst bei der Ausübung der Tätigkeiten in der Rolle als Mutter und Hausfrau hat. Auch an einer anderen Stelle wird das deutlich: „Clara: [...] Man ist ja immer nur unter Strom. Hab ich an alles gedacht, oder...? Ja und der Haushalt, der muss ja auch noch gemacht werden, ne?“ (C987f.). Dazu zählt auch das Waschen von Wollkleidung, da es bei Carsten „zu viele Unfälle gab“ (C1004). Kurz darauf rechtfertigt Clara, dass Carsten viele andere Aufgaben der Hausarbeit und der Kinderbetreuung übernommen hat, was dafür sprechen könnte, dass sie das nach außen vermittelte Bild der gleichberechtigten, egalitären Partnerschaft und Aufgabenteilung aufrechterhalten will. Eine weitere Textstelle belegt die größere empfundene Belastung Claras. Laut Clara war während des Lockdowns viel Hausarbeit liegen geblieben, es war immer „Chaos“ (C1007), nach Carsten wiederum

gab es immer eine „Grundordnung“ (C1012), die eingehalten wurde. Sein Bezugsrahmen ist ein anderes Verständnis von Ordnung – im Unterschied zu Clara fühlte er sich von der Hausarbeit weniger gestresst.

War der Lockdown durch die Pandemie eine Belastungsprobe als Paar, in dem sie nur noch als „Arbeits-Tandem“ (C981f.) funktionierten, können sie in der Retrospektive Positives herausstellen. So wurde die Resilienz als Paar bzw. Familie gestärkt: „Was [die Familie] nicht auseinanderbringt, das macht einen stark“ (C969). Sie konnten in den ersten Wochen der Pandemie viel Zeit als Familie verbringen (vgl. C959-962) und auch im Nachhinein wertschätzen, Zeit als Paar bzw. Familie zu haben (vgl. 1016-1020). Sie stellen auch positiv heraus, dass sie eine großzügige Wohnsituation und einen Garten haben, auf den sie ausweichen konnten, was sie als „Segen“ (C723) und „unheimliches Glück“ (C724) bewerten. Zudem sehen sie sich im Vergleichshorizont mit anderen Eltern in einer „privilegierten Situation“ (C825), da sie einen „Schichtbetrieb“ (C828) etablieren konnten, da beide zu Hause waren. Für andere Paaren – bei denen beispielsweise ein*e Partner*in nicht von zu Hause arbeiten konnte – wäre es eine noch größere Herausforderung gewesen. Clara vergleicht sich mit Kolleginnen, die sehr früh morgens aufstehen mussten, um arbeiten zu können, weshalb sie im Vergleich des Bezugsrahmens von anderen Paaren und insbesondere Müttern nicht „jammern“ (831) dürften.

5.3.2 Arrangement der Kinderbetreuung

Während des Lockdowns wurde die Betreuung des zweijährigen Kindes von **Anja und Anton Anders** zum gemeinsamen Unternehmen. Anton musste kaum arbeiten und nur einmal in der Woche ins Büro fahren, sodass sie viel Zeit für die Familie hatten. Lediglich während des Mittagsschlafes des Kindes prüfte er eingegangene Mails, während sich Anja in der Zeit ausruhte oder den Haushalt erledigte.

Die permanente Betreuung des Kindes war für Anton eine neue Situation und er hat es „am belastendsten empfunden, dass man jetzt rund um die Uhr für *Kind* verantwortlich war“ (A883f.). Ihm war dadurch bewusst geworden, welche „Entlastung“ (A884) die externe Kinderbetreuung mit sich bringt. Von Anja wurde die von Anton angesprochene Belastung durch die permanente Betreuung des Kindes nicht weiter thematisiert, vielleicht weil sie es nicht so empfunden hat. Stattdessen validiert sie aber, dass Hilfe bei der Betreuung wichtig war. So war die Unterstützung ihrer Eltern und die Möglichkeit der Nutzung des Gartens eine „große Erleichterung“ (A898).

Trotz der beschriebenen Belastung wurde die Pandemie als eine für die Familie durchweg positive Erfahrung und als „schön“ (A871) beschrieben. Der Bezugsrahmen ist die positive Entwicklung des Kindes durch die permanente Betreuung durch beide Elternteile:

„Anja: *Kind* hat es sehr genossen. Das fand ich ganz krass. *Kind* hat es sehr genossen, sodass man, dass wir am Anfang echt kurzzeitig ein schlechtes Gewissen hatten, weil wir dachten um Himmels willen, ob wir ihm mit der Tagesmutter doch irgendwie nicht sowas Gutes antun.

Anton: Der hat angefangen zu plappern.

Anja: Der hat angefangen zu plappern. Nach kurzer Zeit.

Anton: Der hat davor einzelne Wörter gesagt, gell? Mama, Papa, Bagger. Aber der hat dann innerhalb weniger Wochen, hat der angefangen richtig zu plappern. Also es war...

Anja: Das war wirklich krass zu sehen, wie es dessen Entwicklung echt gutgetan hat.

Anton: Das stimmt.“ (A873-881)

Im Umkehrschluss leitet Anja daraus ab, dass sie ihrem Kind mit der Tagesmutter doch „nicht sowas Gutes antun“ und sie ein „schlechtes Gewissen“ hatten. Implizit dokumentiert sich hier die Orientierung daran, dass die Betreuung durch die Eltern für Kleinkinder förderlicher ist und mehr dem Wohl des Kindes entspricht als eine externe. Dies ist vor dem Hintergrund zu interpretieren, dass die Kinderbetreuung für Kinder unter drei Jahren, insbesondere im Westen Deutschlands, noch immer keine Selbstverständlichkeit ist und Plätze rar sind (vgl. Domscheit-Berg 2016). Anton stimmt Anja in der Beobachtung der positiven Entwicklung des Kindes zu, nicht ersichtlich wird an dieser Stelle, ob Anton Anjas Orientierung validiert oder ob er keine Probleme in der externen Kinderbetreuung sieht, denn zuvor hebt er diese als Entlastung positiv hervor.

Anja thematisiert, dass die Kinderbetreuung für unter Dreijährige keine Selbstverständlichkeit für die vorhergehende Generation war, denn auch ihre eigene Mutter hat sie bis zum fünften Lebensjahr zu Hause betreut und war „auch in Anführungsstrichen nur Mutter“ (A1288). Die Ablehnung der auf die „Hausfrau“ reduzierten Rolle wird dadurch unterstrichen, dass Anja nicht verstehen kann, wie ihre eigene Mutter die beschriebene Betreuungssituation „nervlich durchgestanden hat“ (A1290). Dass sie selbst in den durch die Pandemie ausgelösten Umständen ihre Dissertation nicht weiter verfasste und dadurch ihr Alltag auf die Rolle der Mutter reduziert wurde, empfand sie als negativ. Sich selbst nur noch in der Rolle der Mutter zu sehen, lehnt sie ab. Trotzdem „fügte“ sie sich zumindest temporär dieser Rolle, die sie sich erst aneignen und „akzeptieren“ musste:

„Anja: Und, also ich hab mich selbst nie nur als Mutter gesehen. Ich bin sehr gerne Mutter, absolut. Das macht mir auch Spaß und Freude. Aber nur Mutter zu sein wäre mir zu wenig. [...] Und ähm, das musste ich auch dann auch erstmal akzeptieren und lernen und es kam halt nicht nur Mutter, die morgens ihr Kind in die Kita bringt und dann was anderes machen kann, sondern von heute auf morgen Mutter. Mutter zu Hause.“ (A1280-1286)

Doch auch Antons Rolle als Vater wurde im Pandemie-Lockdown forciert. Die Elternzeit als Vater und auch die gemeinsam verbrachte, wie Anton es nennt, zusätzliche Elternzeit tritt als Orientierung auf. Das gemeinsame Familienleben wird als erfüllend und nicht der Erwerbsarbeit nachrangig eingeordnet. Sie erlebten die Zeit der Pandemie nicht als Stresssituation, sondern konnten zur „Ruhe kommen“ (vgl. A946f.). Auch, da Anton weitestgehend von der Erwerbsarbeit befreit war. Sie setzen zudem ihre Situation in Relation zu anderen Eltern, für die die Kinderbetreuung schwerer zu realisieren war:

„Anton: [...] Also wir konnten die Zeit dann sogar nutzen und tatsächlich auch was viele, glaub ich, beobachtet haben einfach ein bisschen zur Ruhe zu kommen. (I: Mhm), So ein bisschen befreit zu sein von den Arbeitsverpflichtungen. Eigentlich haben wir, muss man sagen an der Stelle, vier Monate Elternzeit spendiert bekommen. Also man kann dem auch was Gutes abgewinnen will ich nur sagen und ich glaub andere waren da viel viel härter noch bet-

Anja: Mhm.

Anton: Also nicht glaub ich, sondern andere waren da sicher noch viel viel härter betroffen als wir das waren.

Anja: Ja. Ne, das stimmt auf jeden Fall. Ja insofern war das tatsächlich glücklich, dass wir uns ja auch um die Kinderbetreuung in dem Sinne keine großen Gedanken machen mussten, weil ich war halt dann zu Hause. (I: Mhm.) Und wir haben, wie *Anton* sagt, das hatten andere ganz anders. *Kinds* bester Freund dessen Eltern mussten dann wirklich mit Arbeits-, mit Urlaubstagen jonglieren und das war viel schwieriger für die.“ (A945-956)

Die durchgängig paarbiografische Perspektive und die Orientierung an der gemeinsamen Kinderbetreuung deuten darauf hin, dass beide gleichermaßen involviert waren im Prozess der Betreuung und Erziehung oder dies zumindest anstrebten. In der Selbstinszenierung des Paares wird eine egalitäre Aufgabenverteilung präsentiert, die, so Anton, ohne Absprache, ohne Aufteilung der Haus- und Sorgearbeiten auskommt:

„Anton: [...] ohne dass wir das jetzt irgendwie abgesprochen oder verteilt hatten, dann ist einer aufgestanden und hat den Tisch abgedeckt, hat die Spülmaschine angestellt, der andere hat mit *Kind* bisschen auf der Matte geturnt“ (A1028-1021).

Auch andere Aufgaben wurden gemeinschaftlich erledigt und die Erzählung durchgängig in einer paarbiografischen Perspektive erörtert:

„Anton: Genau und dann haben wir gekocht in der Küche, haben den Tisch gedeckt, sind hier rübergegangen, haben als Familie gegessen, was auch irgendwie schön war.

Anja: Das stimmt, das haben wir vorher auch nicht so.“ (A1392-1395)

Vor dem Lockdown wurde die Hausarbeit an eine Haushaltshilfe „outsourct“, deren Dienste dann sieben Wochen lang nicht in Anspruch genommen wurden (vgl. A1455ff.). Durch die permanente Betreuung des Kindes entstand ein Mehraufwand an Sorgearbeiten, wie das Zubereiten des Mittagessens für das Kind, welches vorher von der Kita übernommen wurde. Das Fragen bei der Kita, was denn das Kind gerne isst, wurde von Anja übernommen, was darauf schließen könnte, dass es indirekt ihre Aufgabe war, für das leibliche Wohl des Kindes zu sorgen. Allerdings wendete Anton bei ihrer Ausführung ein, dass ihr Kind gerne Fischstäbchen isst (vgl. A1029), sodass sich

die Vermutung, dass es ihre Aufgabe wurde, nicht vollständig bestätigen lässt. Allerdings deutet die schnelle Antwort „Fischstäbchen“ daraufhin, dass er eher zu Fast Food zurückgreift, während sich Anja mehr Gedanken darüber machte und sich Rat einholte.

Bei **Birgit und Ben Berger** war, so bereits erwähnt, der Alltag im Corona-Lockdown durch die klare Teilung in Vor- und Nachmittag strukturiert. Je nach Arbeitszeit waren die Kinder dann in der Obhut der Mutter oder des Vaters. Abgesehen vom gemeinsamen Homeoffice am Abend arbeitete Ben komplett bis auf einen Werktag in der Woche im Homeoffice, Birgit war während ihrer regulären Arbeitszeit nur im Büro. Später im Verlauf der Corona-Pandemie konnten sie eine Notfallbetreuung in Anspruch nehmen und haben teilweise auch Bens Schwester die Betreuung am Vormittag überlassen. Die ihnen aufgrund Bens Beruf zustehende Notbetreuung wurde erst spät in Anspruch genommen, jedoch aus unterschiedlichen Motiven: Während Ben ein erhöhtes Corona-Risiko durch junge Erzieher*innen sah (vgl. B906-917), bewertete sie die Notbetreuung in der Schule als mangelhaft, ihr Kind sollte nicht „verwahr[t] werden“ (B935).

Die Kinderbetreuung zu Beginn des Lockdowns wurde so organisiert, dass Birgit das neunjährige Kind an drei von fünf Tagen am Vormittag mit zur Arbeit genommen hat, damit es dort seine Schulaufgaben erledigen konnte, wobei es sonst durch die Anwesenheit des dreijährigen Kindes gestört worden wäre (vgl. B655-668). Dabei war die Präsenz des Kindes oft „konfliktträchtig“ (B666), da es Birgit bei ihrer Arbeit gestört hat. Es zeigt sich, dass Birgit trotz der „klaren Aufteilung“ (vgl. B604) anders mit der Betreuung der Kinder konfrontiert war als Ben. Zum einen hat sie das neunjährige Kind mit zur Arbeit genommen, sodass sich in dieser Hinsicht die im Zuge der Elternzeit erwähnte Organisation der Kinderbetreuung reproduzierte, in der die Trennung von Arbeit und Familie nicht bestand. Denn auch während Bens Elternzeit hat Birgit während ihrer Arbeitszeit das Kind gestillt. Auch während der Pandemie hat sie – im Gegensatz zu Ben, wenn er im Büro ist – keinen völlig kinderfreien Raum. Doch auch Ben wurde im Lockdown mit neben der Erwerbsarbeit zu leistenden Betreuungsarbeit konfrontiert. Er hebt positiv hervor, dass er die Aufgabe des „Homeschoolings“ besser meistern konnte, was Birgit abstreitet:

„Ben: Aber es war auch so, glaube ich, dass es bei Schulaufgaben erstaunlicherweise so war, dass es mit mir besser lief als mit dir. Also vor allem was so Mathe anbelangte.

Birgit: Jaja, das glaub ich nicht.

Ben: Doch, doch. Das war bei mir deutlich besser, das hat *Kind* viel lieber mit mir gemacht. Du warst da zu ungeduldig. Das war erstaunlich, also eigentlich bin ich...

Birgit: Was? Wie kommst du denn darauf?

Ben: Das war immer so. *Kind* machte das immer lieber mit mir.

Birgit: Woran willst du das denn festmachen?

Ben: Du hast immer furchtbar geschimpft und bei mir sagte *Kind*, ach das ging aber ganz gut.“

(B669-677)

Diese Zuständigkeit in der Kinderbetreuung – die intellektuelle und nicht emotionale Aufgabe der Sorgearbeit – will Ben in seinem Hoheitsbereich wissen, was Birgit zurückweist. Ben thematisiert damit explizit die Orientierung daran, der Rolle des sorgenden Vaters gerecht zu werden. Zudem suchte er Hilfe für die didaktische Vermittlung bei einer ehemaligen Nachbarin, die Lehrerin ist, und recherchierte selbst Aufgaben aus dem Internet (vgl. B680-705).

Besonders auffallend ist, wie Birgit durch den Corona-Lockdown mit ihrer Rolle als Mutter konfrontiert wurde:

„Birgit: Also ich muss sagen, ich hab es sogar eigentlich genossen, was jetzt das so angeht. Dass man einfach mehr Zeit mit den Kindern verbracht hat, ne. Das ist ja schon so jetzt bei uns, dass man auch immer mal, oder ich, darüber nachdenke, ich müsste jetzt mehr Zeit mit den Kindern verbringen. Ich arbeite einfach auch relativ viel, wenn man das dann bei anderen sieht, ne?! Die Zuhause sind, müsste ich das vielleicht auch machen und mehr Zeit mit den Kindern verbringen?! Und man sagt immer, die Zeit geht so schnell vorbei und so.“ (B473-478)

Es dokumentiert sich die „machtvolle[...] Norm der ‚guten Mutter‘, die zwar Erwerbstätigkeit ermöglicht, allerdings nur, wenn damit noch Zeit, Aufmerksamkeit und Zuständigkeit für die Kinder verbunden ist“ (Fischer 2017, 75). Die internalisierte Vorstellung über ihre Rolle als fürsorgende, Zeit für die Kinder habende Mutter tritt als Orientierung zutage, sie hat ein kommunikatives Wissen darüber, wie sie als Mutter sein sollte. Sie „müsste“ (B475, B477) als Mutter die Zeit mit den Kindern mehr genießen und dafür genug zeitliche Kapazitäten zur Verfügung stellen, da die Zeit mit den Kindern endlich ist. Sie problematisiert ihre Erwerbstätigkeit in Vollzeit, die sie zeitlich einspannte. Es zeigt sich hier eine Art schlechtes Gewissen, welches ihr gesellschaftlich vermittelt wird im Vergleich mit anderen Müttern, die – beispielsweise aufgrund von Teilzeitarbeit – mehr Zeit mit den Kindern verbringen können. Birgit steht im „Interrollenkonflikt“, es werden „widersprüchliche Erwartungen“ (Dreitzel 1980, 44 zit. nach Abels 2019, 119) an ihre Rollen als Mutter und als Erwerbstätige gerichtet. Zudem konnte Birgit die Zeit der Kinderbetreuung dadurch genießen, dass sie diese mit ihrer Freizeitbeschäftigung kombinieren konnte, nämlich der Gartenarbeit (vgl. B827-832). Birgit konnte sich Ruhe- und Freizeitmomente in der Kinderbetreuung schaffen.

Anders dagegen wird die Kinderbetreuung im Corona-Lockdown von Ben elaboriert. Er empfand die Kinderbetreuung nach Feierabend „fast anstrengender als das Arbeiten“ (B821), denn das Arbeiten war für ihn im Vergleich zur Kinderbetreuung „planbarer“ und „nicht so viel hektisch“ (B822). Für Ben war die Sorgearbeit, in dem Fall die Kin-

derbetreuung, auch eine Art der Arbeit und fiel – anders als bei Birgit – nicht in den Bereich der Freizeit. Ben führt aus, dass er bzw. „man“ (B824) keine Pausen und/oder Zeit für sich hatte (vgl. B825f.). Dass er von „man“ spricht, könnte darauf hindeuten, dass er die mangelnde Freizeit durch die Doppelbelastung (Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung) nicht als ein individuelles Problem sieht, sondern als ein kollektives, welches von Eltern in ähnlicher Situation auch so empfunden wird. Zudem war es für ihn schwierig für die Beschäftigung der Kinder zu sorgen, er hätte sich zum Beispiel Hörspiele für die Kinder gewünscht (B938), während es Birgit leichter fiel, denn Birgit hatte beispielsweise – so ein Effekt von Ausmistaktionen während der Pandemie – Spielsachen auf der Straße gefunden (vgl. B941-945).

Ben sieht die Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Familienleben nicht als individuelle Aufgabe, sondern als politische und fühlte sich von der Politik im Stich gelassen. Er hatte sich darüber „geärgert“ (B954, B1234), fand es „blöd“ (B959) und sah es als „[a]llgemeinpolitische“ (B954) Aufgabe, für die Vereinbarkeit zu sorgen. Ben kritisiert, dass die Kinderbetreuung durch die Eltern als „selbstverständlich“ (B1235) hingenommen wurde und es eine „mangelnde Wertschätzung“ (B953) gab. Er hatte für „die armen Friseure [...] nicht so richtig viel Verständnis“ (B955f.); im Vergleichshorizont zu anderen Berufsgruppen – in dem Fall den Friseur*innen – sah er sich im Nachteil. Er maß die Schwierigkeiten im Corona-Lockdown weniger an finanziellen Aspekten, sondern die psychische Doppelbelastung war für Ben das Verhängnisvolle. Deshalb trug die Ausgleichszahlung in Form eines einmaligen Kindergeld-Bonus für Ben nicht zu einer Entlastung bei (vgl. B901-904). Die Erwartung, erwerbstätige Eltern könnten nebenbei die Kinderbetreuung meistern, empfand Ben ferner als „ganz unverschämt“ (B966). Für ihn war klar, dass die Eltern die „Hauptbelasteten“ (B969) der Pandemie sind. Ganz im Gegenteil zu Bens emotionsgeladener Proposition reagiert Birgit oppositionell: „Birgit: Ja, aber vielleicht bin ich da auch so ein bisschen emotionsloser, weil das jetzt nicht unmittelbar (.) von mir verlangt wurde, ne?“ (B1238-1240). Ihre Stelle in der Privatwirtschaft erfordert ein selbstständiges Arbeiten, sodass sie ihre „eigene Chefin“ (B1116) ist und sich selbst in der Verantwortung sah, für die Vereinbarkeit zu sorgen.

Auch **Clara und Carsten Claßen** konnten eine Notfallbetreuung in Anspruch nehmen, da Carsten aufgrund seiner Berufstätigkeit eine „Unabdingbarkeitserklärung“ (C454) zuteilwurde. So konnten sie schon ab Mai 2020 ihr Kind in die Betreuung geben und

mussten nur etwa drei Monate auf diese verzichten. Die Organisation der ausfallenden Kinderbetreuung im Homeoffice zu Beginn der Pandemie fiel zunächst schwer und sie mussten improvisieren und ein Arrangement etablieren:

„Clara: Wir hatten am Anfang, ganz am Anfang, hatten wir überhaupt keinen Plan. Da waren wir, glaub ich, alle beide ^Lmit uns selbst beschäftigt^L

Carsten: ^LDie ersten Wochen gabs keinen Plan, ja^L.“ (C445f.)

Ab dem lockdownbedingten Ausbleiben der Kinderbetreuung übernahm Clara am Vormittag bis etwa 12 Uhr mittags die Kinderbetreuung, da Carsten feste Arbeitszeiten hatte, in denen er erreichbar sein musste. Carsten brachte das Kind daraufhin nach einem gemeinsamen Mittagessen zum Mittagsschlaf ins Bett und übernahm dann – noch während seiner Arbeitszeit – am Nachmittag die Kinderbetreuung, da er dann meistens weniger Arbeit zu erledigen hatte (vgl. C562-568). Wer das Kind abends ins Bett brachte richtete sich tagesformabhängig danach, „wer mehr Kopfschmerzen hatte“ (C572) – es gehörte aber zum Aufgabenbereich von beiden. Auch die Kinderbetreuung nach der Erwerbsarbeit wurde als gemeinsame Aktivität verstanden und meistens für gemeinsame Spaziergänge genutzt (vgl. C589-595). Der gemeinsame Spaziergang als Familie fungierte als paarbildende Aktivität und diente der Steigerung des individuellen Wohlergehens, da er für beide, so sagt Clara, geeignet war, um den „Geist zu entspannen“ (C591f.), um „runter[zu]kommen, raus aus der Situation zu gehen“ (C593) und „frisch“ wieder nach Hause zu kommen.

Die Betreuung wird zwar als gemeinsame Aufgabe inszeniert, aber unterschiedlich empfunden. Auch im weiteren Verlauf ist es Clara, welche die Belastung durch die Kinderbetreuung während der Erwerbsarbeit anspricht. Diese hatte bei Clara auch darin ihren Ursprung, dass sie hohe Ansprüche an die Kinderbetreuung hat – so wie sie mit einem gesunden Mittagessen für das Wohl der Familie sorgen will, so hat sie auch den Anspruch, mit dem Kind etwas „Hochwertiges“ (C614), also pädagogisch Wertvolles zu unternehmen. Sie wollte sowohl der Erwerbsarbeit als auch dem Kind gerecht werden, was für sie im Sinne eines hohen „Mental Load“ (Cammarata 2020) kaum zu meistern war. Für Carsten jedoch ist die gesellschaftlich-politische Dimension entscheidend und nicht seine individuelle Gefühlslage. Er kritisiert die politisch an Eltern gerichtete Erwartung, Arbeitsleben und Kinderbetreuung zu vereinbaren, was für ihn die „größte Ungereimtheit“ (C366) war. Stattdessen hätte z.B. die Wirtschaft heruntergefahren oder hätten die Arbeitnehmer*innen beurlaubt werden sollen (vgl. C373-383).

Abgesehen vom Lockdown haben sie sehr viel „Glück“ (C100) und profitieren von den „sehr gute[n] Strukturen“ (C102f.) bei der Kinderbetreuung, die Clara eine gute

Vereinbarkeit von Beruf und Familie ermöglicht, da sie bei Claras Arbeitsstelle ist. Eine externe Kinderbetreuung nutzen zu können sieht sie als „komfortablere Situation“ (C795), da es für sie schwierig und eine „Herausforderung“ (C797) war, sich in die komplexen Sachverhalte der Erwerbstätigkeit einzudenken und zugleich die Kinderbetreuung zu übernehmen. Beide stellen positiv heraus, dass der Beruf des*der Erziehers*in ein anerkannter Beruf ist, der mit Anstrengung verbunden ist (C802-806). Kinderbetreuung bewerten beide als Arbeit, die in der Anstrengung der Erwerbsarbeit nicht. Während Clara die gute Struktur der Kinderbetreuung positiv herausstellt und den Vorteil betont, diese zu externalisieren und räumlich von der Erwerbsarbeit zu trennen, bestand das „Glück“ (C114) für Carsten darin, dass das Kind einen guten Zugang zur Tagesmutter hatte und sich auch gut in die Kita eingewöhnen konnte. Die Eingewöhnung an die Betreuung durch die Tagesmutter sowie später an die Kita wurde von Carsten übernommen. Sein Aufgabenbereich liegt damit eher in der emotionalen Komponente der Kinderbetreuung, während Clara thematisiert durch die externe Betreuung nicht in ihrer Erwerbsarbeit gehindert zu werden.

Abermals stellen sie gemeinsam ihr kommunikatives Wissen um Geschlechterverhältnisse dar und politisieren ihr Beziehungsmodell. Auffallend ist auch, dass die Thematisierung von gesellschaftlich begründeten Geschlechterverhältnissen auf die Interviewfrage am Ende des Interviews („Was wurde noch nicht angesprochen?“) folgte, also nicht von der Interviewerin initiiert wurde, was den hohen Stellenwert für ihre Lebenswirklichkeit verdeutlicht. Andererseits kann die starke Betonung auch der Inszenierung als egalitäres Paar in der Interviewsituation geschuldet sein. Nach Carstens Auffassung litten insbesondere Frauen am häufigsten unter der Corona-Krise, was an historischen Familienmodellen liegt, die Frauen dazu drängen, sich beruflich zurückzunehmen und sich eher der Sorgearbeit verpflichtet zu sehen. Sie („wir“) bewerten es als kritisch und finden, dass die „Parität“ (C1130) vorhanden sein sollte. Clara pflichtet bei, dass sie es „alarmierend“ (C1154) findet, wenn Frauen in die Hausfrauenrolle gedrängt werden und ist glücklich, nicht in diese Bedrängnis gebracht zu werden.

Es reproduziert sich abermals die unterschiedliche Bewertung der Beziehungsmodelle: Clara sieht es in der individuellen Verantwortung der einzelnen Frau durch eine geeignete Partnerwahl für eine Egalität zu sorgen: „Clara: [...] Augen auf bei der Partnerwahl“ (C1139). Sie hätte Carsten nicht geheiratet, wäre er ein „Patriarch“ (C1141) gewesen, der die häuslichen Aufgaben bei der Frau sieht. Für Carsten ist es ein Zeichen politischen Versagens, dass Frauen und insbesondere Alleinerziehende keine Entschä-

digung erhalten oder in der Pandemie auf sie Rücksicht genommen wurde (vgl. C1134-1138). Für ihn ist aber auch selbstverständlich, sein individuelles Handeln im Sinne einer Gleichberechtigung auszurichten und seine Arbeitszeit zu reduzieren, denn für ihn ist die Familie der beruflichen Weiterentwicklung vorgeordnet (C1157-1160).

5.3.3 Erwerbsarbeit im Homeoffice

Anja und Anton Anders sind das einzige Paar, das kaum oder gar nicht im Homeoffice gearbeitet hat, sondern beide waren weitestgehend von der Arbeit freigestellt. Sie sind bzw. waren beide im öffentlichen Dienst beschäftigt, der – so Anton – „besonders fürsorglich und vorsichtig“ (A1179) war, was Vorsichtsmaßnahmen aufgrund der Pandemie anging, und deshalb auf die Präsenz der Beschäftigten verzichtete.

Anton stellt einige positive Aspekte seiner Erwerbsarbeit im Homeoffice heraus. Zum einen konnte er frei über seine Zeiteinteilung und den Arbeitsaufwand verfügen (vgl. A1185ff.) und wurde „durch die Hausspitze von dem latenten Druck befreit“ (A1188), Leistung zu erbringen. Zudem fielen Präsenztermine durch die Pandemie aus. Seine Arbeit war im Homeoffice „zu kurz gekommen“ (A975f.) bzw. „ein Stück weit übergefallen“ (A985). Nach Anton war die Arbeit im Homeoffice selten ein „total konzentriertes Arbeiten“ (1234), was eine „Typfrage“ (A1235) ist, denn er präferiert die „Teilung von Privat und Beruf“ (A1236). Dies wird jedoch nicht als negativ bewertet, sondern, wie bereits herausgestellt, auf die positiven Effekte auf das familiäre Zusammenleben hingewiesen. Zudem hatte er keine Sanktionierung seitens seines*r Arbeitgeber*in zu befürchten. Anton nimmt zudem positiv aus dem Homeoffice mit, „organisierter“ (A1573) zu sein als vorher und mehr in kürzerer Zeit erledigen zu können. Als „ganz nette Wirkung“ (A1582) hebt er zudem hervor, dass häufig Kinder bei der Arbeit, z.B. in Videokonferenzen, präsent waren und sieht eine positive Entwicklung, da die Kinderbetreuung „akzeptierter ist, auch für Männer vor allem akzeptierter ist“ (A1582f.). Gearbeitet hat Anton in der „Mittagspause“ (A1227), wenn das Kind Mittagsschlaf gemacht und Anja Serien geguckt hat oder der Hausarbeit nachgegangen ist. Dabei konnte er sich nicht in ein räumlich abgetrenntes Büro zurückziehen, sondern arbeitete am Esstisch (im Wohnzimmer) oder am „notdürftig“ (A842) eingerichteten Büroplatz im Wohnzimmer.

Anjas Halbtagsstelle im öffentlichen Dienst lief unabhängig von der Pandemie Ende März 2020 aus, jedoch wollte sie in der Zeit vor dem nächsten Stellenantritt im Oktober 2020 ihre Dissertation vorantreiben:

„Anja: Also ich weiß noch jedenfalls, dass ich ja dann dachte ja gut

Anton: Du bist ja zu Hause.

Anja: Ich bin ja zu Hause, also ich, die erste Woche dachte ich noch naja super, ich kann ja jetzt meine, oder die ersten zwei Wochen, ich kann jetzt ja meine meine Diss schreiben, das ist ja klasse. *Kind* ist in der Kita, ich hab keine Arbeit mehr, die ich für *Arbeitsstelle* machen muss. Also kann ich mich meiner Dissertation widmen. Das hat ungefähr ja eine Woche, anderthalb Wochen angehalten und dann wurde gesagt: Kitas geschlossen.“ (A830-835)

Die Schließungen der Kitas hatte für Anja zur Folge, dass sie ihre Pläne bezüglich ihrer Dissertation nicht realisieren konnte. Statt dies weiter zu thematisieren elaborieren die beiden die positive Folge, dass sie sich während des Lockdowns gemeinsam um das Kind kümmern konnten und Zeit als Familie hatten. Anton ist es dann wiederum, der anspricht, dass die Umstände den „Todesstoß“ (A957) für Anjas Promotionsprojekt bedeutet haben:

„Am: Für deine Doktorarbeit wars der Todesstoß. ^LDas kann man schon so sagen.^L

Anja: ^LFür genau. Für meine Doktorarbeit^L wars der Todesstoß. Da war dann relativ schnell klar, dass, wer weiß nämlich – genau – wer weiß nämlich wie lange das dauert und dann danach wieder anfangen und sich wieder einarbeiten. Weil das muss man sagen, das konnte nicht funktionieren. Weil, ne... Wie du siehst, kein Arbeitszimmer, in die Universitätsbibliotheken konnten wir auch nicht mehr. Also sprich, ich konnte auch einfach nicht weg. Zu ja, irgendwo anders konnte ich ja nunmal auch nicht. Und da war dann relativ schnell klar, okay, das hat keinen Sinn, das brauch ich nicht mal versuchen. Denn in anderthalb, zwei Stunden wo *Anton* mal vielleicht mit ihm raus zum Bagger geht, da setzt man sich nicht hin und fängt an über *Thema* (lacht) nachzudenken. So also, wie gesagt, da macht man eine Wäsche oder schmeißt die Spülmaschine an, räumt einmal auf, saugt und äh ja.“ (A957-967)

Die nicht zu realisierende Promotion und damit die Aussetzung der akademischen Weiterbildung wird auf äußere Umstände zurückgeführt – nämlich die geschlossenen Universitätsbibliotheken und den fehlenden Platz in der Wohnung, die zum „Verhängnis“ (A841) wurde, sowie die zu verrichtenden Hausarbeiten – und nicht als individuelle oder als Paar getroffene Entscheidung oder im gesellschaftspolitischen Kontext gesehen. Zentral ist für das Arrangement der Anders’, dass keine Aushandlung als Paar darüber stattgefunden hat, wie Anja ihren eigentlichen Plan weiter an ihrer Dissertation zu schreiben hätte umsetzen können. Stattdessen entschied sie, dass sie ihre Dissertation unterbricht bzw. abbricht – es ist nicht bekannt, ob sie vorhat, ihre Dissertation nach dem neuen Stellenantritt weiterzuführen – und sich stattdessen ganz auf die Kinderbetreuung und das Familienleben zu konzentrieren. Für sie war es selbstverständlich, dass sich das Schreiben der Dissertation und die Kinderbetreuung nicht vereinbaren lassen und die Kinderbetreuung Priorität hat. Antons Arbeit war im Gegensatz dazu etwas Ge-setztes, dass nicht „angetastet“ wird, was jedoch auch im Kontext der institutionellen Rahmenbedingungen gesehen werden muss. So erforderte die im Falle von Anja „freie“, weil nicht erwerbstätig begleitete Promotion eine hohe Eigenmotivation und Disziplin, während die Ausführung von Antons Erwerbsarbeit ihm weniger abverlangte. Ernsthaft

erprobt wurde im Lockdown ein Arrangement, in dem die Promotion von Anja Platz findet, jedoch nicht. Das Arrangement im Pandemie-Alltag bedeutete stattdessen in der Praxis, dass auch Anton kaum noch arbeitete und das Familienleben priorisierte, sodass auch bei Anton eine nachrangige Orientierung an der Erwerbsarbeit festgestellt werden konnte.

Auffällig ist, dass Anton daraufhin einen biografischen „Bruch“ thematisiert und vorgibt und Anja diejenige ist, die diese Orientierung bestätigt:

„Anton: Für dich war es schon ein krasser Bruch, gell? Du bist zum Ende März von berufstätig und promovierend mit Kind in der Kinderbetreuung zurückgeschwenkt auf ähm...“

Anja: Mutter Mutter.

Anton: Hausfrau zu Hause. Mutter und Kind ohne Betreuung, gell? Man, ähm... Ich war ja dann auch da, nicht ganz ohne Hilfe, aber klar, der Wechsel war für dich schon krass.“ (A1299-1304)

Der „krasse Bruch“ misst sich nach Anton am Bezugsrahmen der von Anja auch schon eröffneten Dichotomie von berufstätiger, promovierender Mutter und kinderbetreuender Mutter, da die Rollen im Widerspruch stehen und sich nur schwer vereinbaren lassen – es geht nur eins von beiden. Dass sie nun „nur noch“ Mutter war, „schwenkte sie zurück“, und wird von Anton wird als Rückschritt in der beruflichen Biografie gesehen. Eine „Hausfrauenehe“ (Jakob 2019, 120) strebt er nicht an, sondern für ihn ist es grundsätzlich wichtig, dass Anja ihren beruflichen Ambitionen nachgehen kann.

Auffällig ist hier, dass Anton sagt, dass Anja nicht ohne Hilfe war, womit er sich selbst meint. In der Formulierung dokumentiert sich, dass trotz der egalitären Bestrebungen die Hauptverantwortung für die Kinderbetreuung in ihren Aufgabenbereich fiel und er nicht gleichbedeutend, sondern eine „Hilfe“, eine Ergänzung war. Ein traditionelles Familienmodell im Sinne einer „Hausfrauenehe“ (ebd.) wird zwar von beiden problematisiert („ich wollte nie nur Mutter sein“ und „krasser Bruch“), aber hinsichtlich der Erwerbstätigkeiten und beruflichen Biografien in der Pandemie dennoch temporär reproduziert.

Bei **Ben und Birgit Berger** war das Homeoffice zunächst nichts Unbekanntes oder Unerprobtes. Seit Jahren verbringen sie abgesehen vom Wochenende jeden Abend gemeinsam arbeitend bis etwa 23 oder 24 Uhr (B392, B851f.). Auch während der Pandemie hatten sie ein – so Ben – „agreement“ (B863) darüber, dass sie abends nur gemeinsam arbeiten und auch nur zusammen Feierabend machen „durfte“. Das Arbeiten fand dabei im Wohnzimmer statt, sodass nicht einer der beiden in der Zeit, wo der andere noch arbeitet, Fernsehen schauen konnte. Dieses „agreement“ führte dazu, dass beide noch mehr arbeiten, denn, wenn der andere noch nicht fertig war, begann die jeweilige Per-

son dann eine neue Aufgabe, bis beide ein Ende fanden (vgl. B860-864). Das gemeinsame Homeoffice fungiert seit Jahren als paarbildende und -stabilisierende Aktivität, welche eine feste Routine im Alltag darstellt. Die Sphäre der Partnerschaft ist nicht isoliert von der der Erwerbsarbeit, sondern wird bewusst in diese integriert. Damit waren die Strukturen für das Arrangement im Homeoffice und die dafür notwendigen Wissensbestände bereits gegeben und stellten keine ganz neue Situation dar.

Insbesondere Ben, der seine Erwerbsarbeit bis auf einen Tag in der Woche komplett ins Homeoffice verlegen musste, spricht einige Probleme des Homeoffice an, die im Sinne der „Entgrenzung“ (vgl. Speck 2020, 135) von Arbeit zu deuten sind. Birgit propositioniert, dass sie während des Lockdowns mit einem erhöhten Arbeitsaufwand konfrontiert war und die Arbeit als stressiger empfand (B492-499). Während Birgit die Situation ihrer Erwerbstätigkeit nur kurz zusammenfasst, erläutert Ben ausführlich, wie sich seine Tätigkeit und Situation im Verlauf der Pandemie verändert hat. Seine Arbeitszeit lag in seiner individuellen Verantwortung und wurde nicht seitens des*der Arbeitgeber*in direkt vorgegeben. Die Flexibilisierung und Individualisierung der Arbeitszeit führte bei ihm dazu, noch mehr zu arbeiten, was daran liegt, dass er „vom Typ her“ (B517) nicht in der Lage war, sich zu entspannen und auf das Arbeiten zu verzichten, wie es teilweise seine Kolleg*innen bei technischen Problemen taten. Er hingegen arbeitete dann stattdessen in der Nacht (vgl. B510f.). Zunächst fühlte er sich vom Leistungsdruck befreit (B517), da deutlich weniger Arbeit zu erledigen war. Doch führte später im Verlauf der Pandemie, nach dem ersten Lockdown, die ständige Konkurrenz und das Vergleichen mit den Kolleg*innen zu einer „Eigendynamik“ (B538) und dem Druck, auch mehr zu arbeiten. Als Belastung empfand er im Laufe der Pandemie die Forderung seines*seiner Arbeitgeber*in, den normalen Betrieb trotz der ausbleibenden Kinderbetreuung weiterzuführen, was er als „anstrengend“ (B529) beschreibt. Zwar hatte er ein eigenes, räumlich abgetrenntes Büro im Keller, allerdings konnte er sich während seiner Arbeit im Homeoffice der Präsenz der Kinder nicht entziehen. So bekam er mit, wenn diese geschrien haben und musste einspringen, wenn Birgit gerade nicht zugegen war. Zudem wurde er durch die Kinder gestört, indem sie ans Fenster des Arbeitszimmers klopfen oder den Raum betreten (vgl. B763-772). Er bereut, nie durchgesetzt zu haben, dass die Kinder nicht ins Arbeitszimmer dürfen.

Für Ben hat das Homeoffice „Tücken“ (vgl. B864), die auf die Entgrenzung der Arbeit in Form der Überlappung von Erwerbs- und Privatsphäre hindeuten, was er gemeinsam mit Birgit erläutert:

„Ben: [...] Und das ist auch das Tückische bei der Arbeitsmöglichkeit, die, finde ich, die jetzt das Homeoffice bietet, dass die Arbeit so
Birgit: So ins Private einfach auch reinreicht
Ben: Dass man, ins Private reinreicht. Und durch den Computer, den wir jetzt haben und diesen Zugriff auf den, auf die Arbeitsplatte kann ich ja genauso arbeiten wie im Büro. Also eigentlich gibts da keinen Unterschied mehr zu.“ (B864-869)

Hatte er vor dem Lockdown ein klares Kontingent, was er jeweils am Abend im Homeoffice noch erledigen wollte, standen ihm durch die Digitalisierung im Homeoffice unbegrenzte Arbeitsmöglichkeiten zur Verfügung, was ihn dazu verleitete, abends noch mehr zu arbeiten. Den unbeschränkten Zugang empfand Ben als „anstrengend“ (876) und „störend“ (B881) und es fiel ihm schwer, „nein“ zur Arbeit zu sagen.

Insgesamt, so resümiert Ben, war es für die Kinder „ganz schön“ (976), so viel Zeit mit den Eltern verbringen zu können. Birgit differenziert, dass es „[b]eziehungstechnisch“ (B979) einen „zusätzliche[n] [...] Stressfaktor“ (B979f.) darstellte. Nach Ben hatten sie „Differenzen“ (B982) in der „Wertung“ (B981) der Priorität des Berufs vom jeweils anderen. Birgit kritisiert, dass Ben nach weiterer Arbeit suchte, während er ihr in der Zeit den Vortritt hätte lassen können, damit sie hätte arbeiten arbeiten. Das brachte ein „zusätzliches Konfliktpotential“ (B989f.) für die Paarbeziehung mit sich. Während Birgit abermals ihre Ausführungen auf die Ebene der Paarbeziehung bezieht, ist es nun an Ben, seine Position zu verteidigen und die Deutungshoheit über die Priorität und die Anerkennung seiner Erwerbsarbeit zu gewinnen. Während Birgit kritisiert, dass Ben Rücksicht auf ihre Erwerbsarbeit nehmen sollte, wirft Ben ihr vor, dass sie während seiner Kinderbetreuungszeiten ihre Arbeitszeit wiederum überstrapaziert und absichtlich abends länger gearbeitet hätte (vgl. B751-755). Er hätte auch gerne Überstunden gemacht, was ihm nicht möglich gewesen ist, wenn er im Homeoffice war. Stattdessen wurde er um 18 Uhr zum familiären Abendessen gerufen (vgl. B749-759). Überstunden machen zu können, ist für beide ein Privileg, was die Orientierung an und die Priorisierung der Erwerbsarbeit offenlegt. Er kritisiert Birgit für die „falsche Vorstellung“ (B993) zu glauben, dass er als Beschäftigter im öffentlichen Dienst mit gesichertem Einkommen von seinen Arbeitsverpflichtungen befreit wäre. Im Gegenteil empfindet er ein hohes Gefühl der „Verantwortung“ (B995) seinem Beruf gegenüber. Das hohe Verantwortungsgefühl für den Job kollidierte mit der Verteilung der Arbeitsstunden, denn im Homeoffice musste das Zeitmanagement mit der Paarbeziehung und der Kinderbetreuung vereinbart werden.

Darauf reagiert Birgit mit einer Rechtfertigung: Auch sie war nicht „völlig frei“ (B1078) in der Gestaltung ihrer Arbeitszeiten, sondern musste als in der freien Wirt-

schaft Arbeitende für ihre Umsätze sorgen. Zudem stand sie als erwerbstätige Frau im Interrollenkonflikt zwischen der Mutterrolle und derjenigen als „Karrierefrau“. Sie ist auf bei ihrer Arbeitsstelle die einzige mit zwei Kindern und ihre Kolleg*innen werfen ihr seit Geburt ihres zweiten Kindes vor, nicht genug „Kraft“ (B1070) in die Arbeit zu investieren. Insofern sieht sie sich umso mehr unter „Druck“ (B1074), Leistung zu bringen. Auch in der Reaktion Bens zeigt sich die Konkurrenzsituation mit Blick auf die Priorisierung der Erwerbsarbeit: „Ben: Bei mir ist es ja genauso. Bei mir ist da so durch durch dieses, dadurch, dass ich jetzt *Position* bin und plötzlich irgendwie doch eine andere Verantwortung [...]“ (B1069-1080).

Aufgrund der immer wieder von Ben beschriebenen erschwerten Vereinbarkeit von Familie und Beruf in der Pandemie hatte Ben sich gefreut, als sein Beruf als „krisenbedeutsam“ (B1006) eingestuft wurde, sodass er zum einen die Notfallbetreuung für die Kinder in Anspruch nehmen konnte, zum anderen aber auch die Anerkennung erhielt, die er als Elternteil in der Pandemie vermisste. Birgit reagiert oppositionell: Ihr war er hingegen „völlig egal“ (B1011), ob ihr Beruf als systemrelevant in der Pandemie eingestuft wurde. Hier dokumentieren sich die unterschiedlichen Orientierungen, die sich auch in der Diskursorganisation vielfach niederschlagen. Während Ben die Zuständigkeit dafür übernimmt, über seine Erwerbsarbeit zu sprechen und sich dadurch eine hohe Identifikation hinsichtlich der Erwerbsarbeit zeigt, ist Birgit die gesellschaftliche Anerkennung in der Erwerbssphäre „völlig egal“. Hinsichtlich der Aushandlungsprozesse innerhalb der Paarbeziehung liegen ihr Zuständigkeitsbereich eher in der Paarbeziehung und der Familie, auch wenn die Erwerbsarbeit auch für sie sicherlich einen hohen Stellenwert hat.

Für **Clara und Carsten Claßen** war das zeitgleiche Arbeiten im Homeoffice eine neue Situation. So wie auch der Alltag im Corona-Lockdown erst hergestellt werden musste, empfanden sie auch das Arbeiten im Homeoffice zunächst als schwer zu organisieren, denn es war „alles total chaotisch“ (C608). Sie mussten eine Struktur finden, die nicht selbst geschaffen, sondern von den Arbeitszeiten vorgegeben wurde (C611f.). Da Carsten feste Arbeitszeiten hatte und für Telefonate am Vormittag gefragt war, übernahm Clara dann vornehmlich die Betreuung und am Nachmittag war es aufgrund der „Flexibilität“ (C784) ihres Jobs umgekehrt: „Clara: [...] Weil ähm, weil das dann egal war, ob (.) also ich war halt immer online und hab dann bei, war ja wurscht wann ich auf eine Mail antworte“ (C397f.).

Clara musste einige technische Vorkehrungen für das Homeoffice treffen, wie das Beschaffen von Lizenzen für Online-Meetings, die nicht direkt von ihre*r Arbeitgeber*in zur Verfügung gestellt wurden und deshalb von Clara selbst gekauft wurden. Auch ein Headset, damit sie sich während Telefonate noch mobil nebenbei um das Kind sorgen konnte, kaufte sie sich privat. Ihr „Engagement“ (C650) war nicht unmittelbar gefordert, sie sah es aber als ihre individuelle Verantwortung und Aufgabe, denn sie wollte die Organisation rund um ihre Erwerbsarbeit an ihrer erst kürzlich angetretenen Stelle „nicht versauen“ (C653). Carsten wurde ein Dienstlaptop zur Verfügung gestellt, weitere Vorkehrungen musste er nicht treffen. Carstens Einschätzung nach hätte Clara nicht privat für die Herstellung der technischen Voraussetzungen im Homeoffice sorgen müssen, sondern diese hätte in der Verantwortung des*der Arbeitgeber*in bzw. der Politik liegen sollen (C656-669, C699-709). Carsten hingegen war die Organisation seiner Arbeit im Homeoffice „schnell klar“ (C374) und nicht schwer umzusetzen.

Clara spricht weitere Problematiken an, auf die sie im Homeoffice stieß. Ein zentrales Problem war – wie auch beim Paar Berger – die Entgrenzung von Privat- und Erwerbssphäre. Sie hält ihr Privatleben „sehr, sehr gerne getrennt“ (C529) von der Erwerbstätigkeit und mag es nicht, wenn Konferenzen in ihrem Wohnzimmer stattfinden und die Kolleg*innen mitbekommen, was sie mit ihrer Familie bespricht. Das Arbeiten zu Hause war für sie „Stress“ (C535) und sie war nach jedem Termin froh, wenn es vorbei war. Sie wollte sich nicht so „angreifbar“ (C531) zeigen wie sie es bei ihrer Familie ist. Dazu zählte auch, Paarkonflikte nicht lautstark während Videokonferenzen auszutragen (C521-523). Für Clara war es wichtig, das Private und insbesondere die Paarbeziehung aus dem Beruflichen herauszuhalten und eine Präsentationsfassade in der Rolle der „Karrierefrau“ aufrechtzuerhalten. Sie wollte im beruflichen Kontext seriös wirken: Statt verletzlich und angreifbar zu sein, wollte sie bestimmt, stark und unverwundbar auftreten. Oppositionell dazu verhält sich Carsten, dem die Trennung wenig schwerfiel:

„Carsten: Ja, also pfff... Ich teil eigentlich immer mein Leben mit, wenn ich das so (Clara: Ja) oder... Ich kann das einfach so kaschieren, dass ich das, wenn ich das zu dem Zeitpunkt nicht sagen will, auch einfach nicht sagen.“

Clara: Ja, du bist da cooler.

Carsten: Also... Ich weiß nicht. Ich sehe da auch, also wenn ich für mich sagen will, ich trenn das Arbeitstechnische vom Privaten, dann trenn ich das auch einfach. Also da ist für mich kopftechnisch, ist eine ganz einfache Trennung

Clara: Ja, das ist mir schwergefallen. Ich habe das besser räumlich getrennt auch. [...]“ (C547-554)

Die Trennung gelang Carsten „kopftechnisch“ (C552f.), sein Orientierungsrahmen

war eine rationale Beherrschung der Trennung von Privat- und Arbeitsleben. Bei Clara hingegen war die Trennung emotional nicht möglich. Durch Carstens feste Arbeitszeiten konnte er täglich um 16.30 Uhr Feierabend machen: „Carsten: [...] Also prinzipiell leider im öffentlichen Dienst ist das Sprichwort schon klar: Der Stift wird fallen gelassen“ (C847f.). Er musste den Feierabend nicht rituell einleiten, sondern er wurde vorgegeben, was Carsten darauf zurückführt, im öffentlichen Dienst beschäftigt zu sein. Clara, ebenfalls im öffentlichen Dienst tätig, hat während des Lockdowns oft von 18 bis 24 Uhr weitergearbeitet. Während für Carsten weniger zu tun war, hatte Clara mehr zu tun und musste oft Überstunden machen (vgl. C573-583). Clara fiel es im Gegensatz zu Carsten auch schwer, Feierabend zu machen und abzuschalten.

Die „Herstellung“ des Alltags im Lockdown wurde im Falle des Paares Claßen unterschiedlich empfunden. Clara empfand die Situation – anders als Carsten – als eine emotional belastende Ausnahmesituation. Sie war diejenige, die eine Belastung durch die gleichzeitige Organisation von Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung empfand und das Homeoffice etablieren musste, während es Carsten leichter fiel. Auch wenn von beiden wiederholt die paritätische Aufgabenverteilung angesprochen wird, konnte sie aufgrund der Arbeitszeiten von Carsten nicht gelebt werden. Deshalb wünscht sich Clara – auf die Frage nach den Wünschen für die Zukunft – dass Carsten ebenfalls flexible Arbeitszeiten hat, was er zum Zeitpunkt des Interviews auch schon in die Wege geleitet hat, um sie in der nächsten Krisensituation besser unterstützen zu können (vgl. C1060-1067). Das „Management“ des Lockdown-Alltags lag hauptsächlich bei ihr.

Clara musste „Normalität im Chaos“ (C422) finden. Dabei waren es abermals andere „Karrieremütter“, die ihr als „Role Model“ dienten:

„Clara: [...] Das war wieder sehr empowernt wie andere Frauen auch oder Mütter, die dann auch im Homeschooling waren, dass dann E-Mails kamen, die voller Rechtschreibfehler waren. (Carsten: (lacht)) Halt auch total egal. Also und wo man einfach, wo ich dann für mich gemerkt habe auch mal den Anspruch an mich selbst zurückzuschrauben. Es ist jetzt egal, selbst wenn ich irgendetwas, wenn das nicht perfekt ist, wenn ich irgendein Schreiben aufsetzte oder ein Formular und da sind dann halt eben 20 Rechtschreibfehler drin.“ (C422-428)

An dieser Stelle wird ihre hohe Orientierung an ihrer beruflichen Karriere deutlich und die damit einhergehenden hohen Ansprüche, die sie auch ins Privatleben hineinbringt. Während der Pandemie konnte sie sich ein Resilienzverhalten und eine „Entspanntheit“ (C516) aneignen. So ließ sie die Verschmelzung der Sphären von Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung zu, da es irgendwann „normal“ (C519) war, dass das Kind bei Videokonferenzen dabei war oder im Hintergrund Fernsehen guckte: „Clara: [...] und alle fragten mich: Was? Läuft da die Glotze? (lacht) Aber man war nicht die einzi-

ge, das war dann auch wieder beruhigend“ (C525f.). Während Clara anfangs – vermutlich anklagend – gefragt wurde, warum ihr Kind denn Fernsehen gucke, wird es später „normal“, dem Kind im Homeoffice nicht die volle Aufmerksamkeit widmen zu können, deshalb aber nicht als Mutter „versagt“ zu haben. Aufgrund der gemachten Erfahrungen bewertet Clara das Homeoffice und das, was sie daraus gelernt hat, als positiv, es hat ihr „gut getan“ (C690). Zudem hebt sie positiv vor, die Zeit der Pandemie im Sinne einer Selbstoptimierung zu nutzen und sich „weiter [zu] qualifizieren“ (C696)

Bei der Elaboration durch Carsten wird abermals nicht eine individuelle oder paaridentitäre Perspektive eingenommen, sondern auf die gesellschaftlich-politische Ebene rekurriert. Dieses Narrativ findet sich auch bei der Beantwortung der offen gestellten Interview-Frage, welche Hilfestellungen das Paar bekommen oder sich gewünscht hätte. Carsten hätte sich einen durchdachten Plan für die Kinderbetreuung gewünscht und eine Antwort der Politik, die nicht in der Schließung von Schulen und Kitas liegt. Nicht die Eltern hätten die Belastung stemmen sollen, sondern die Wirtschaft hätte zurückgeschraubt und beispielsweise für die Eltern eine Halbierung der Arbeitsstunden vorgenommen werden sollen (C922ff.). Die Ursachen politischen Versagens liegen für ihn in der bestehenden gesellschaftlichen Struktur und wurden nicht erst durch die Pandemie verursacht. Zwar validiert Clara, dass auch sie sich wie Carsten Betreuungsangebote gewünscht hätte, wirft aber einen oppositionellen Orientierungsgehalt auf. Dass es eine Betreuung oder eine Beurlaubung von der Arbeit hätte geben sollen, bewertet sie als „Wunschdenken“ (C917). Lösungen für die Betreuungsproblematik liegen in der individuellen Verantwortung der Eltern – so hätte nicht die Politik handeln müssen, sondern sie selbst hätten sich zur Organisation der Betreuung in Elternnetzwerken finden können, die sie aber aus Infektionsschutzgründen nicht nutzen wollte (vgl. C925-932).

5.3.4 Zwischenfazit

Der vorhergehende Teil der Analyse sollte das alltägliche Arrangement der Paare während der Pandemie untersuchen. Grundlage waren die drei, in der Pandemie neu zu organisierenden Lebensbereiche: Paarbeziehung und Familienleben im Lockdown-Alltag, Arrangement der Kinderbetreuung und Erwerbsarbeit im Homeoffice.

Unterschiede zeigten sich bei den Paaren hinsichtlich der Bewertung der Infektionsschutzmaßnahmen. Während das Paar Anders der Pandemie eine „übernatürliche“, nämlich „biblische“ Bedeutung zuschrieb und weitestgehend auf alle sozialen Kontakte verzichtete, zeigten die Bergers eher wenig Verständnis für die „panische“ Reaktion der

Kita-Leitung, die Betreuungseinrichtung zu schließen. Sie standen in Kontakt mit anderen Familien, die die Pandemie auch „locker“ sahen. Das Paar Claßen reduzierte weitestgehend alle Kontakte und zeigte Verständnis für die Maßnahmen, insbesondere Clara war aber überfordert, die Schließungen mit ihren Arbeitsverpflichtungen zu vereinbaren. Die Pandemie stellte die Paare vor eine Belastungsprobe und führte teilweise zu Konflikten im Alltag. Dennoch ist festzustellen, dass die Pandemie keine grundlegende bis heute nachwirkende Zäsur des Alltags bedeutete, da die Erwerbsarbeit, die Kinderbetreuung und andere alltägliche Verpflichtungen pausenlos weiterzuführen war. Das Paar Berger beschreibt die Zeit des Lockdowns nur als „kurze Unterbrechung“ (B1093) im Alltag, beim Paar Claßen gab es „keine Pause“ (C126). Einzig beim Paar Anders stellte die Pandemie insofern eine Veränderung dar, als sie mit dem Aufgeben von Anjas Promotion einherging und Antons Arbeitszeiten drastisch verkürzt waren.

Die Kinderbetreuung wurde bei allen Paaren (gleich) aufgeteilt. Sowohl das Paar Claßen als auch das Paar Berger konnte jeweils durch die „Systemrelevanz“ ihrer Berufe in der Pandemie früher wieder eine Notbetreuung in Anspruch nehmen. Bei Anja und Anton wurde die Kinderbetreuung größtenteils gemeinsam übernommen, ohne dass sie sich hätten absprechen müssen. Während Anton einige Stunden am Tag während des Mittagsschlafes des Kindes arbeitete und einmal in der Woche ins Büro fuhr, war Anja durch das Ende ihrer Stelle Anfang April 2020 und das Aufgeben ihrer Promotion auf die Rolle als Mutter zurückgeworfen und ihr fehlte die (Erwerbs-)Arbeit. Auch beim Paar Claßen wurde das Kind gemeinsam betreut und es gab auch dort ein „blindes Verständnis“ über die Aufgabenverteilung. Sie thematisieren explizit, dass sie eine egalitäre Aufgabenverteilung anstreben und kritisieren die gesellschaftlichen Strukturen, die Frauen in die Hausfrauenrolle drängen. Im Gegensatz dazu steht das Paar Berger. Bei ihnen war die Kinderbetreuung – auch schon vor der Pandemie (vgl. B364) – klar in zwei Schichten, nämlich den Vor- und Nachmittag eines Tages eingeteilt. Allerdings waren beide jeweils auch während ihrer Arbeitszeit mit der Kinderbetreuung konfrontiert, wodurch die Erwerbsarbeit erschwert war.

Bis auf Anja Anders waren alle während des Lockdowns im Homeoffice beschäftigt. Bei den Anders' wird die Bewertung und das Erleben des Homeoffice kaum thematisiert, sondern das Familienleben in den Vordergrund gestellt. Die Paare Berger und Claßen hingegen thematisieren explizit die Entgrenzung bzw. die erschwerte Trennung von Privat- und Erwerbssphäre im Homeoffice. Sie neigten dazu, mehr zu arbeiten bzw. weniger gut abschalten zu können.

Ein weiteres Ergebnis der Analyse ist, dass die Doppelbelastung durch Homeoffice und Kinderbetreuung sowie andere Sorge- und Hausarbeiten unterschiedlich empfunden wurde: Im Sample waren es die Mütter, die das „Management“ der Vereinbarkeit der beiden Sphären des Erwerbs- und des Privatlebens übernahmen. Sie „sorgten“ sich, im doppelten Wortsinn, mehr: Zum einen übernahmen sie, zumindest was die Zubereitung des Mittagessens betrifft, mehr Sorgearbeiten und zum anderen machten sie sich mehr Sorgen um die Ausübung von Sorgearbeiten. Dies zeigt sich am Beispiel der Zubereitung des Mittagessens im Corona-Lockdown, welches vorher durch die externe Kinderbetreuung übernommen wurde. In allen Fällen wurde das Mittagessen von der Frau angesprochen und als eine zusätzliche Aufgabe im (Arbeits-)Alltag beschrieben, die sie nicht vollständig abgeben konnten.

Damit einher geht auch, so ein weiteres Ergebnis, dass die Paare durch die ausfallende Kinderbetreuung mit ihren Rollen als Mütter bzw. Väter konfrontiert wurden. Insbesondere für die Mütter war dies von Relevanz. Anja konnte das Schreiben ihrer Dissertation im Lockdown nicht realisieren und wurde auf die Rolle als Mutter zurückgeworfen. Sie selbst wollte nie „nur Mutter“ (A1281) sein. Birgit wurde als Erwerbstätige in Vollzeit auf ihrer Arbeitsstelle damit konfrontiert, als Mutter zweier Kinder nicht genug Leistung auf der Arbeit zu zeigen bzw. zeigen zu können. Sie denkt, sie „müsste“ (B475) mehr Zeit mit den Kindern verbringen, wodurch sie die Zeit mit den Kindern durch den Lockdown positiv hervorhebt. Clara brauchte andere Mütter als Vorbilder, die ihr vorlebten, wie die Vereinbarkeit von Familie und Beruf organisiert werden kann, was sie „empowert“ (C422) hat. Sie griff auch auf Ratgeberliteratur zurück, um ihren Alltag mit Kind und Arbeit besser meistern zu können.

Während die Mütter explizit ihre Rolle als Mütter ansprechen und die erschwerte Vereinbarkeit von Familie und Beruf als individuelles Problem bewerten, findet sich bei den Vätern das Narrativ der politischen Verantwortung. So wurde nach Anton das durch den Lockdown realisierte gemeinsame Familienleben durch seine Arbeit im öffentlichen Dienst ermöglicht, wo man angesichts der Pandemie besonders „fürsorglich“ und „vorsichtig“ (A1179) war, sodass er und seine ebenfalls bis April 2020 im öffentlichen Dienst tätige Anja weitestgehend von ihren Arbeitsverpflichtungen entlastet wurden. Nach Ben waren die Eltern die „Hauptbelasteten“ (B969) in der Pandemie und Carsten kritisiert, dass die Politik für die Vereinbarkeit hätte sorgen müssen.

Tab. 3: Übersicht der Analyseergebnisse des alltäglichen Arrangements während der Pandemie

| Paar | Wahrnehmung der Pandemie | Paarbeziehung und Alltag | Kinderbetreuung | Homeoffice |
|-----------------------------|--|--|--|--|
| Anton/Anja Anders | „Biblisches Ereignis“; „fürsorgender“ öffentlicher Dienst | Unternehmungen als Familie ist Bereicherung; „Aperitif“ wurde zum gemeinsamen Ritual | Durch Pandemie gemeinsam möglich; Reduktion auf die Rolle als „Mutter“ | Marginale Rolle im Alltag; fehlende Büro-Räumlichkeiten als „Verhängnis“ |
| Birgit/Ben Berger | Wenig Verständnis für Maßnahmen und Vorwurf der „Diskriminierung“ von Eltern | Konflikte; Birgits Wunsch nach gemeinsamer Zeit | Notbetreuungsangebot; von Ben wird Betreuung als Belastung empfunden; Birgit mit Rolle als Mutter konfrontiert | Homeoffice als gemeinsame Aktivität am Abend; Wunsch nach Trennung von Privat- und Erwerbssphäre |
| Clara/Carsten Claßen | Für Clara Ausnahmezustand und individuelle Aufgabe der Selbstoptimierung; für Carsten politische Verantwortung | Konflikte führen zu Resilienz als Paar; mehr Zeit als Familie | Notbetreuungsangebot; gemeinsame Aufgabe; von Clara als belastender empfunden | Wunsch nach Trennung von Privat- und Erwerbssphäre; für Carsten ist Trennung „kopftechnisch“ möglich |

6 Diskussion der Ergebnisse

Die empirischen Ergebnisse der Interview-Analysen werden im Folgenden vergleichend diskutiert. Dazu soll zunächst das alltägliche Arrangement während des Corona-Lockdowns zusammenfassend rekonstruiert werden, um daraufhin darzustellen, inwiefern die Paarkonstellation im Werdungsprozess prägend für das Arrangement während der Pandemie war. Abschließend soll auch die eingangs aufgeworfene Frage beleuchtet werden, ob die Pandemie zu einer Retraditionalisierung führt.

6.1 Alltägliches Arrangement im Corona-Lockdown

In der Analyse wurde herausgearbeitet, dass die Pandemie bzw. der Lockdown keine elementare Zäsur für das Arrangement der Paare darstellte, vielmehr gab es – abgesehen vom Paar Anders – keine „grundlegende[...] Entschleunigung durch Corona“ (Buschmeyer et al. 2021, 26) im Alltag. Was sich aber im Lockdown änderte, war das Entstehen eines Mehraufwands an zu leistenden Sorgearbeiten aufgrund der ausfallenden Kinderbetreuung, die es neben dem Homeoffice zu organisieren galt (vgl. Speck 2020, 137). Die Auswirkungen zeigten sich in allen drei Interviewfällen an der Zubereitung des Mittagessens, welches als repräsentatives Beispiel für die Verteilung partnerschaftlicher Zuständigkeiten und das alltägliche Arrangement nun pointiert ausführlicher erläutert werden soll. Vorher wurde diese Aufgabe an die externe Kinderbetreuung „outgesourct“. In Anlehnung an die qualitative Untersuchung zum Alltag von Ehepaaren von Kaufmann (Orig. 1992) ist analog zu seinem identifizierten „Indikator“ (Kaufmann 1994, 8) – der schmutzigen Wäsche – das Mittagessen in der Pandemie ein „ideales Analyseinstrument“, da es erlaubt, „in die Tiefenstrukturen des ehelichen ‚Gewebes‘ einzudringen“, denn es ist „in jedem Augenblick der Beziehung präsent“ (ebd.). Das Mittagessen war im Lockdown eben nicht nur zur Mittagszeit präsent, denn verbunden war es damit, im Vorhinein zu überlegen, was es an dem jeweiligen Tag zu essen geben soll; es musste eingekauft werden; das Essen musste zubereitet und angerichtet und danach aufgeräumt werden – und das alles musste mit den Homeoffice-Arbeitszeiten vereinbart werden. Mithin ist die Zubereitung des Mittagessens mit hohem Aufwand verbunden: „Die Ernährung der Familienmitglieder zu organisieren und sicher zu stellen, ist kompliziert und zeitintensiv“ (vgl. Meier et al. 2004 zit. nach Jurczyk et al. 2009, 240).

Für das Paar Anders kann eine hohe Orientierung an der Paarbeziehung und der gemeinsamen Betreuung festgestellt werden, die sich auch darin zeigt, dass die Zubereitung des Mittagessens als gemeinsame Aufgabe beschrieben wird. Es offenbart sich allerdings – so wie bei allen Fällen – eine Diskrepanz zwischen dem Selbstverständnis der egalitären Aufgabenteilung und dem Umgang mit täglichen Aufgaben und den damit verbundenen psychischen Belastungen. Denn während das Paar das Mittagessen als gemeinsame Aufgabe beschreibt, war es Anja, die aus eigener Initiative bei der Tagesmutter nachfragte, was das Kind denn gerne isst, und so die organisatorische Verantwortung für die Essensplanung übernahm. Anton wirft zwar ein, dass das Kind gerne Fischstäbchen isst – er hat damit eine einfache Antwort, nämlich ein mit wenig Aufwand zuzubereitendes, eher ungesundes Essen –, doch wird das Thema von Anja angesprochen und als zusätzliche Aufgabe geschildert. Ähnlich stellt sich die Situation beim Paar Claßen dar, das explizit eine egalitäre Paarbeziehung und eine paritätische Aufgabenverteilung im Alltag inszeniert. Auch wenn beide verantwortlich waren, wurde das Mittagessen dennoch „passiv“ (C603) zu Claras Aufgabe, da Carsten – nach ihrem Ermessen – nicht für eine hinreichend gesunde Ernährung gesorgt hat. Bezeichnend ist auch, dass Clara immer wieder die Belastung anspricht, die sie im Alltag bei der Organisation von Kinderbetreuung und Homeoffice erlebte und die von Carsten nicht thematisiert wird: Sie stand ständig „unter Strom“ (C987). Beim Paar Berger hingegen war die Konstellation eine etwas andere, denn die Organisation des Mittagessens wird als Streitthema geschildert. So hat Ben „Ärger gekriegt“ (B743), wenn das Essen aus Birgits Sicht nicht rechtzeitig fertig war, was Birgit bestätigt. Hier lag das „Management“ ebenfalls bei ihr als Mutter, auch wenn beide abwechselnd für die Zubereitung des Mittagessens zuständig waren.

In allen drei Interviewfällen lag das Mittagessen und damit eine wichtige, neu zu organisierende Sorgeaufgabe in der „Definitionsmacht“ (Meuser 2016b, 9) der Frau, welcher gesellschaftlich eine „größere Kompetenz in der Kinderbetreuung“ (ebd.) und damit einhergehenden Aufgaben zugeschrieben wird. Meuser folgert außerdem aus Untersuchungen zu Doppelkarriere-Paaren, dass selbst bei beruflicher Egalität die Haushalts- und Familienarbeit überwiegend weiterhin von der Frau organisiert wird (ebd.) und Krohn stellt heraus, dass insbesondere während der Pandemie Frauen eine stärkere psychische Belastung im Sinne eines Mental Load erleben (Cammarata 2020 zit. nach Krohn 2021, 15). Für das Sample zeigt sich, dass die Frauen zwar – entgegen der im Forschungsstand angeführten quantitativen Befunde – zeitlich gemessen eher nicht

mehr Sorgearbeit leisteten als die Männer. Allerdings legten sie den Maßstab fest, wie die Aufgaben ausgeführt werden sollten – sie bewerteten, was es zu essen geben und wann das Essen fertig sein sollte. Dabei sind es internalisierte Rollenvorstellungen, die nach wie vor auf die Frauen wirken. So wie Buschmeyer et al. (2021) herausstellen, stehen zwar beide Elternteile vor „intrapersonale[n] Vereinbarkeitskonflikte[n]“ (Buschmeyer et al. 2021, 25), doch scheint im Falle der hier untersuchten Interviewpaare vor allem die Frau mit ihren miteinander in Konflikt stehenden Rollen als Mutter und Erwerbstätige zu hadern. Auffällig ist dabei, dass nicht die Männer ein traditionelles Rollenbild verbalisieren, sondern es eher die Mütter selbst sind. In keinem Fall haben die Partner verbalisiert, die Erwartung zu haben, dass die Frau für das Essen sorgen sollte. Die Belastung im Sinne des Mental Load rührt vielmehr daher, dass die Frauen selbst eine hohe Erwartungshaltung an sich haben, die wiederum traditionellen Vorstellungen – einer „guten“ Mutter und Hausfrau – entspricht. Im Gegensatz zu den Männern fühlen sich die Frauen implizit dem Stigma der „Rabenmutter“ (vgl. Fischer 2017) ausgesetzt, wenn sie z.B. nicht für eine gesunde Ernährung des Kindes sorgen oder das Kind „vor die Glotze setzen“ (vgl. C525f.). Die typisch weiblich konnotierten Attribute wie z.B. Fürsorglichkeit und Emotionalität (vgl. Riegraf 2019, 765) sind keine, die an die Männer gestellt werden, sodass es ihnen vermutlich leichter fällt, keine hohen Ansprüche an die Ausübung von Sorgearbeiten zu haben und kein schlechtes Gewissen haben den Kindern zum Mittagessen „ungesunde“ Butterbrote, Müsli oder Fischstäbchen zu servieren. Denn sie haben keine Stigmatisierung als „Rabenväter“ zu befürchten. Daher sind es vielmehr die Frauen, welche die Bewältigung von Sorgearbeiten im Alltag als individuell zu meisternde Aufgabe sehen. Selbst wenn ihnen die oder zumindest einige der internalisierten Erwartungshaltungen bewusst sind und verbalisiert werden können, wie explizit beim Paar Claßen, welches die private Lebensführung von Familien immer wieder politisiert, scheint es für die Frauen schwer zu sein, sich von diesen zu distanzieren und die Sorgearbeiten abzugeben.

Problematisch wurde der – z.B. mit Blick auf das Mittagessen oder die zusätzliche Betreuungszeit durch die Schließung der externen Kindebetreuung – erhöhte Aufwand für Sorgearbeiten im Lockdown insbesondere dadurch, dass sie mit der Erwerbsarbeit im Homeoffice synchronisiert werden mussten. Dass die Trennung von Arbeits- und Privatsphäre im Homeoffice wegfiel, barg das „permanente Risiko der Entgrenzung“ (Speck 2020, 135), welche auch unter dem Stichwort der „Prekarisierung“ (vgl. Marchart 2013, Motakef 2015) von Arbeitsverhältnissen diskutiert wird. Als „Entgrenzung

von Arbeit“ versteht Wimbauer die „doppelte[...] Subjektivierung“ (Wimbauer 2012, 300). Es werden sowohl subjektive Aspekte in die Erwerbssphäre als auch erwerbsseitige Aspekte in die Ebene der Subjekt- und Paarbeziehung gebracht und die Sphärentrennung wird aufgebrochen (ebd.). Die Entgrenzung von Erwerbsarbeit zeigt sich auch in den „Zeit- und Raumdimensionen“ – so wird etwa angesichts ausgedehnter und weniger klar definierter Arbeitszeiten auch abends oder am Wochenende im privaten Raum gearbeitet (ebd.; vgl. auch Jurczyk et al. 2009, 31ff.). Das wiederum erschwert die Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Denn der private Wohnraum ist nicht mehr nur für die Familie da, sondern wird auch zum Ort des Arbeitens, wodurch die Bereiche schwer zu trennen sind. Gerade den Doppelkarriere-Paaren mit hoher beruflicher Orientierung fiel es schwer, „abzuschalten“. So wurde im Zweifel die Arbeit dem Familienleben vorgezogen – wenn auch nicht ohne schlechtes Gewissen, wie im Fall von Birgit Berger, die aufgrund internalisierter Rollenerwartungen denkt, sie „müsste“ (vgl. B475) mehr Zeit mit den Kindern verbringen. Je höher die berufliche Orientierung – so wie bei bei den Paaren Berger und Claßen – desto eher wurde das Homeoffice im Sinne der Entgrenzung als Problem empfunden. Ben und Birgit Berger sprechen beide davon, dass das Homeoffice „Tücken“ hatte und „ins Private reinreichte“ (vgl. B864), was wiederum zusätzlich Stress auslöste und dazu führte, dass beide mehr arbeiteten. Insbesondere zeigte sich dies bei Ben, der dann teilweise in der Nacht gearbeitet hat (vgl. B510f.). Auch beim Paar Claßen wird die fehlende Trennung von Privat- und Arbeitsleben im Homeoffice problematisiert. Doch während es Carsten leichter fiel, die Trennung willentlich herzustellen, hatte Clara Probleme damit, ihr Privatleben getrennt zu halten (vgl. C529). Auch Anton Anders spricht davon, eine klare Trennung von Arbeit und Leben zu bevorzugen (vgl. A1236), doch ist das Problem der Entgrenzung bei dem Paar weniger präsent, da beide im Lockdown kaum gearbeitet haben und auch, wie bereits herausgestellt, die Orientierung an der Erwerbsarbeit weniger stark ausgeprägt ist.

In Reaktion auf die komplexer werdende Organisation des Alltags lässt sich gerade bei Doppelkarriere-Paaren eine „*Verarbeitung* des Alltags“ ausmachen, eine „verstärkt arbeitsförmige Gestaltung von Teilelementen der alltäglichen Lebensführung“ (Jurczyk/Voß 1995, 405 zit. nach Behnke/Meuser 2005b, 286). Die Herstellung von Vereinbarkeit – sowohl von Beruf und Familienalltag als auch die Synchronisation beider Karrieren – obliegt dabei in den meisten Fällen dem „*Vereinbarkeitsmanagement*“ (Behnke/Meuser 2005b, 289) der Frau. Eine Verbetrieblichung oder Ökonomisierung des Alltags zeigt sich auch bei den Interviewfällen in der Bezeichnung der Familie

als „Betrieb“. Abgesehen vom Paar Anders, sprechen sowohl das Paar Berger vom „Betrieb“ (B950) Familie als auch das Paar Claßen vom „Familienbetrieb“ (C324) und davon, dass sie im Lockdown als „Arbeits-Tandem“ (C981f.) fungieren mussten.

Es wurde herausgestellt, dass das „Management“ des Alltags im Sample hauptsächlich von den Frauen übernommen wurde, was bedeutete, dass sie den Überblick über das Familienleben behielten und den Maßstab für die Ausübung von Sorgearbeiten festlegten. Daher, so wurde anhand mehrerer Interviewpassagen gezeigt, erlebten die Frauen bei der „Herstellung“ der Vereinbarkeit von Homeoffice und Kinderbetreuung selbst bei (vermeintlicher) Egalität der Aufgabenverteilung mit ihren Partnern eine höhere psychische Belastung als Männer im Sinne eines Mental Load. Der Umgang mit dem Mental Load zeichnete sich dabei dadurch aus, dass – so ein weiteres wichtiges Ergebnis – die Frauen die Verantwortung bei sich selbst sahen. Dies zeigt sich insbesondere im Fall von Clara Claßen. Sie suchte die Lösung in der Optimierung ihrer Lebensführung im Sinne einer „Selbstökonomisierung“ (Voß 2007, 99): So las sie Ratgeberliteratur, um ihren Alltag im Homeoffice mit Kind besser managen zu können. Bezeichnend ist dabei, dass die Belastung als individuell zu bewältigende Aufgabe betrachtet wird. Nach McRobbie gibt es im Sinne eines „Imperativ[s] zur Selbstoptimierung“ (McRobbie 2010, 17) eine „heroische Rhetorik über die Vereinbarkeit von Beruf und Familie“ (ebd., 118), wobei die Verantwortung im individuellen Umgang mit der „Work-Life-Balance“ den Frauen übertragen wird, anstatt dass auf staatliche Unterstützung gesetzt wird (vgl. auch Power 2011). Ganz im Gegensatz dazu fand bei den Männern eine Politisierung von Vereinbarkeitsdebatten statt. Laut Anton war ihm bzw. ihnen als Familie die Vereinbarkeit gut gelungenen, da der öffentliche Dienst „fürsorgend“ (A1179) agierte. Ben und Carsten problematisieren wiederum die Belastung während des Lockdowns und sahen die Verantwortung für die Vereinbarkeit bei der Politik. So kritisiert Ben, dass Eltern die „Hauptbelasteten“ (B969) der Pandemie waren, was auch finanzielle Leistungen nicht ausgleichen konnten. Auch Carsten erachtet die Gleichzeitigkeit von Kinderbetreuung und Erwerbsarbeit als eine nicht zu bewältigende Aufgabe und die Politik hätte seiner Meinung nach die Eltern – z.B. durch die Halbierung von Arbeitsstunden oder durch eine Beurlaubung – entlasten sollen.

Die Vereinbarkeitsdebatte, die sonst vor allem in Bezug auf erwerbstätige Frauen stattgefunden hat, betrifft nun immer mehr auch Väter. Durch den Prozess der „Entgrenzung“ werden die Sphären von Familie und Beruf aufgebrochen und das „Private [erfährt] eine Bedeutungsaufwertung als Ort der Her- und Darstellung von Männlich-

keit“ (vgl. Aulenbacher et al. 2013 zit. nach Meuser 2016a, 175). Durch den Pandemie-Alltag wurde dies besonders forciert, da die Sphären räumlich und zeitlich zusammenfielen. Gerade während der Pandemie waren Männer im Homeoffice – auch während ihrer Arbeitszeit – mit der Rolle als Väter konfrontiert. Auch einige aktuelle Corona-Studien weisen darauf hin, dass Väter als positive „Role Models“ fungieren könnten, indem sie Vereinbarkeitsansprüche stellen (vgl. Boll 2020, 55). Auf einer gesellschaftspolitischen Ebene könnte dies ein Anstoß dafür sein, dass ein Bewusstsein für die Doppelbelastung durch alltägliche Sorgearbeiten und Erwerbsarbeit geschaffen wird, sodass die Sorgearbeiten politisch und gesellschaftlich eine größere Aufwertung erfahren und „sichtbar werden“ (vgl. Winker 2015, 163, vgl. auch Carstensen/Klein 2020; Meier-Gräwe 2020). Denn das Problem der Doppelbelastung von Beruf und Familie konnte für die Befragten in dem Sample der privilegierten Akademiker*innen nicht durch finanzielle Leistungen, wie einmalige Kindergeld-Zuzahlungen, gelöst werden. Größer war, zumindest bei den Männern, der Wunsch nach politischen Lösungen für eine langfristige bessere Vereinbarkeit. Dass nun Männer die Vereinbarkeitsproblematik thematisieren und durch den Lockdown mehr mit der Sorgearbeit konfrontiert wurden, könnte, wie Boll (2020) nahelegt, ein wichtiger Anstoß sein, einen kulturellen Wandel voranzutreiben.

6.2 Fortwirkung der Paarkonstellation und Retraditionalisierung?

Die Zusammenführung der Ergebnisse aus der Analyse der Paarkonstellation und des alltäglichen Arrangements während der Pandemie soll zeigen, dass sich – so nun die Beantwortung der Forschungsfrage – die im Paar- und Elternwerdungsprozess etablierten Paarkonstellationen im alltäglichen Arrangement während des Lockdowns reproduzierten. Inwiefern sich die im Werdungsprozess etablierte Realitätsebene und Paaridentität im alltäglichen Handeln („Doing“) perpetuierte, soll im Folgenden an den für die Paare wichtigen paarbiografischen Lebensphasen, den sogenannten „Schwellen-Wendepunkte[n]“ (Lenz 2009, 227) verdeutlicht werden.

Die untersuchten Paare haben gemein, dass sie sich in einer frühen biografischen Lebensphase während ihres Studiums (Anders und Berger) bzw. kurz danach (Claßen) kennengelernt haben. Alle Partner*innen haben ein Hochschulstudium und zum Teil auch eine Promotion abgeschlossen. Wichtig ist dieser Umstand insofern, als dass sie schon vor der eigentlichen Karriereplanung miteinander verbunden waren und sich so schon vor der eigentlichen Erwerbstätigkeit in der Rolle des*der „Karrieremannes/-

frau“ sahen (vgl. Behnke/Meuser 2003, 165). Ihre gemeinsame Paar-Biografie war dadurch von Anfang an darauf ausgelegt, Ausbildung und Paarbeziehung zu vereinbaren und die – gemeinsame – Zukunftsplanung aufeinander abzustimmen bzw. zu arrangieren (vgl. ebd.). Dies ist wegweisend für ein mit Blick auf die Berufstätigkeit egalitäres Rollenverständnis, da die Frau bzw. später Mutter nicht per se in der Rolle der Hausfrau gesehen wird, sondern ihre Erwerbstätigkeit eine Selbstverständlichkeit ist – auch in Krisensituationen wie der Pandemie. Daher findet sich auch in keinem der Interviewfälle eine Verbalisierung der Vorstellung davon, dass der Mann als Ernährer bzw. die Frau als Hausfrau fungieren sollte. So war es bei den Paaren Berger und Claßen etwa keine Option, z.B. die Frau ihre Arbeitsstunden zu reduzieren, um die Kinderbetreuung zu übernehmen, sondern das vor der Pandemie etablierte Arrangement der Vollerwerbstätigkeit beider sollte fortwirken. Zwar war es im Fall des Paares Anders so, dass Anja ihre Promotion unterbrach und zeitweise „nur“ Hausfrau“ war, dies wird allerdings von beiden problematisiert, sodass sich auch bei diesem Paar keine Orientierung an einem traditionellen Hausfrauenmodell findet. Dennoch hat für das Paar, insbesondere auch für Anja, die Paarbeziehung und die Familie Priorität. Dies zeigte sich schon in Form der „Bewährungsprobe“, als Anja Anton für seinen Stellenantritt in eine andere Stadt folgte.

Nach Burkart spielen bei der Paarwerdung die „*Ursprungs-* oder *Gründungsmythen*“ (Burkart 2018, 108) eine wichtige Rolle. Diese stabilisieren die Beziehung im Werdungsprozess und „untermauern die lebensgeschichtliche Relevanz und Bedeutsamkeit der Beziehung, sie schaffen eine narrative Identität („Einheit“) als Paar, tragen zum Aufbau einer rituellen Ordnung und eines kulturellen Rahmens bei und verstärken somit den institutionellen Charakter der Paarbeziehung“ (ebd.). In Form von „mythischen“ Erzählungen etablieren die Paare eine Wir-Perspektive (ebd.), die in der weiteren Paarbiografie und deren Wahrnehmung fortwirkt. Dieses Narrativ findet sich vorliegend insbesondere beim Paar Anders und beim Paar Claßen, während bei den Bergers eher eine subjektive Sicht auf die Paarbiografie eingenommen wird. So hat Anja Anders nach dem ersten Treffen monatelang nach Anton gesucht, es folgte das als schicksalhaft geschilderte Wiedertreffen, woraufhin sie die als verloren empfundene „Zeit aufholen“ (vgl. A38f.) mussten. Bei den Claßen hat sich die Beziehung im Verlauf wie ein „Puzzle“ (C137) gefügt. Es etabliert sich ein Selbstverständnis über die Beziehung und die Werdungsgeschichte, die je nach Paar mehr oder weniger als Einheit präsentiert wird, wodurch eine „Realität *sui generis*“ (Wimbauer/Motakef 2017a, Abs. 2; ebd. 2017b, 9),

eine gemeinsame eigene Realitätsebene geschaffen wird. Dabei erscheint – Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang von „doxa“ (Bourdieu 2005, 7) – die „bestehende Ordnung [der Paarbeziehung] mit ihren Herrschaftsverhältnissen, ihren Rechten und Bevorzugungen, ihren Privilegien und Ungerechtigkeiten [...] häufig als akzeptabel und sogar natürlich“ (ebd.).

Durch das Kennenlernen wurde zudem auch der Grundstein dafür gelegt, inwiefern eine „Nomos-Bildung“ (Berger/Kellner 1965) gelang, welche wiederum auch auf die Wahrnehmung des Arrangements während der Pandemie fortwirkte. Je mehr dabei die „Verschmelzung“ im Sinne der Nomos-Bildung bzw. der Paaridentität der Paare ausgeprägt ist, sie also mehr eine „Wir“ als eine „Ich“-Perspektive einnehmen, umso mehr wird ein homogenes Bild nach außen präsentiert und nach innen verinnerlicht. Interne Ungleichheiten werden dabei weniger als solche erlebt und verbalisiert, sondern es wird eine „egalitäre Illusion“ (Koppetsch/Burkart 1997, 416; vgl. ebd. 1999) hergestellt. Im Sample konnte vor allem bei den Paaren Anders und Claßen eine starke Paaridentität diagnostiziert werden, die sich bereits im Zuge der Paarwerdung etablierte und für das Arrangement in der Pandemie weiterwirkte. So werden bei Anja und Anton Anders gar keine Konflikte geschildert. Die Haus- und Sorgearbeit haben sie gemeinsam verrichtet, „ohne dass [sie] das jetzt irgendwie abgesprochen oder verteilt hatten“ (A1028f.). Auch beim Paar Claßen gab es als weiteres Beispiel für eine starke Paaridentität keine konkrete Aushandlung darüber wie Sorge- und Hausarbeiten aufgeteilt werden, sondern ein „blindes Verständnis“ (C315, C1001), dass sie sich in den Aufgaben unterstützen und ergänzen. Daher wird Claras Aussage, sie habe manchmal gedacht, dass Carsten sich nicht genug um das Kind kümmere, direkt relativiert und auch andere Konflikte werden als „Lappalien“ (C496) abgetan. Sie betonen die gleich aufgeteilten Sorgearbeiten, doch musste sich Carsten dabei an Claras vorgegebenem Maßstab messen – so wie sie ihn auch bei der Paarwerdung auf die Probe stellte. Beim Paar Berger jedoch, dem Paar mit der am wenigsten nach außen verbalisierten Einheit, werden Konflikte immer wieder angesprochen und in der Interviewsituation ausgetragen – z.B. sein Vorwurf („Wie hast du dir [das] gedacht?!“ (B1025)), dass Birgits Wunsch nach mehr Familienzeit nicht mit der Erwerbsarbeit vereinbar ist. Während des Lockdowns reproduzierte sich diese Paar-konstellation, sodass es ständig Aushandlungen und Konflikte darüber gab, dass Birgit eine Paaridentität und ein gemeinsames Familienleben forciert und Ben dies ablehnte. Denn auch schon die Ehe- und Kinderplanung ging auf Birgits Initiative zurück, auch die Paarwerdung wurde hauptsächlich von ihr angestoßen.

Die Elternschaft stellt neben dem Kennenlernen für die Paare ein weiteres wichtiges biografisches Ereignis dar, welches mit neuen Rollen einherging und eine Neuorganisation des Alltags erforderte. Der empirischen Befunde von Peukert nach ist das Arrangement der Elternschaft durch „zunehmende Offenheit der Aushandlungen zur innerfamiliären Arbeitsteilung, insbesondere bei Doppelverdiener- und Doppelkarriere-Paaren“, bei gleichzeitigem „Beharren von traditionellen, geschlechterdifferenzierenden Zuschreibungen“ (Peukert 2015, 76) gekennzeichnet. Unverändert seit 2007 nehmen 80 Prozent der Väter nur die Mindestdauer der Elternzeit von zwei Monaten und 87 Prozent der Mütter die maximale Dauer von 12 Monaten in Anspruch (Aunkofer et al. 2019, 95). Entscheidend sind weniger finanzielle Notwendigkeiten, die gegen die väterliche Elternzeit sprechen, sondern treffen Väter vielmehr – wie auch im Falle der hier untersuchten Paare mit hochqualifizierten Berufen – beruflich auf Hürden, wie ausgreifende Arbeitszeiten oder fehlende Akzeptanz seitens der Vorgesetzten (ebd.). Im Falle der hier untersuchten drei Paare, die damit nicht den gerade angeführten statistischen Daten entsprechen, waren alle Väter länger als zwei Monate in Elternzeit. Gemeinsam haben die Fälle dabei auch, dass die Paare dies als eine „Besonderheit“ darstellen, als das Abweichen von einer Norm (vgl. Aunkofer et al. 2019, 120), die für sie mit sozialen Sanktionen einherging. Durch diese Betonung des Abweichens wird die Norm (die Mutter als die für das Kind Hauptverantwortliche) wiederum als solche bestätigt.

Beim Erleben der Elternwerdung und der Zeit danach wurden die Paare mit geschlechterspezifischen Rollenerwartungen konfrontiert, die internalisiert sind oder von außen an die Paare herangetragen wurden. Internalisierte Rollenerwartungen finden sich besonders bei Anja, die sagt, als gerade gewordene Mutter im Gegensatz zu Anton „hormongesteuert“ (A496) gewesen zu sein und die ganze Verantwortung auf ihren Schultern gespürt zu haben (vgl. A557). Demgegenüber stehen die Paare Berger und Claßen, die eher mit von außen an sie herangetragen Rollenerwartungen konfrontiert wurden. Beim Paar Berger war es Ben, der „Selbstbewusstsein“ (B320) brauchte, um seine Elternzeit gegenüber den betreffend der Elternzeit skeptischen Vorgesetzten und Familienmitglieder*innen durchzusetzen, und Carsten und Clara Claßen wurde bei der Familienkasse vermittelt, sie seien „Exoten“ (C272). Für die Paare selbst galt die geteilte Elternzeit indes als Selbstverständlichkeit und es wurde keine Begründung angeführt, wie es zu dazu kam. Diese Selbstverständlichkeit wirkte auch im Corona-Lockdown fort. Die gemeinsame Kinderbetreuung wurde angestrebt und die Männer sehen die Frau nicht per se als für diese verantwortlich. Auch während der Pandemie reproduzier-

ten sich die internalisierten Rollenerwartungen, vor allem die an die Mütter, die sie schon seit der Elternwerdung erlebten. Ein zentrales Beispiel dafür ist, dass Birgit im Lockdown wertschätzte, mehr Zeit mit den Kindern verbringen zu können, sie denkt, sie „müsste“ (B475) mehr Zeit mit den Kindern verbringen. Auch Clara hatte während des Lockdowns den Anspruch im Sinne einer guten Mutter während der Betreuung dem Kind etwas „Hochwertiges“ (C614) zu bieten.

Anhand der biografisch wichtigen Etappen der Paare – der Paarwerdung und der Elternwerdung – wurde gezeigt, dass das etablierte Verständnis über die Paarbeziehung und das alltägliche Arrangement von Kinderbetreuung und Erwerbsarbeit wichtig dafür ist, wie mit der Corona-Pandemie als Paar umgegangen wurde. Zusammenfassend stand also für die Paare durch die Umstände des Kennenlernens und der Elternwerdung fest, dass der*die Partner*in beruflich ambitioniert ist und die Kinderbetreuung eine gemeinsame Angelegenheit ist. Diesen bereits zu Beginn der Beziehung und während der Elternzeit herausgebildeten Paarstrukturen entsprach auch das alltägliche Arrangement der Paare in der Pandemie. Auch wenn neue Aufgaben anfielen – wie z.B. das Mittagessen oder die zusätzliche Betreuung – wurden sie im Rahmen des zuvor durch das Paar geschaffenen Systems verteilt. Die Paare folgten ihrer selbst initiierten und etablierten Logik – auch die Krisensituation der Pandemie bedeutete keinen Strukturbruch für die Paare. Damit kann zusammenfassend in Beantwortung der Forschungsfrage bestätigt werden, dass die etablierte Paarkonstellation im Werdungsprozess das alltägliche Arrangement während der Pandemie prägte. Fest steht: Bei allen Paaren wurde am Anfang der Nomos herausgebildet – die Individuen sind ein Paar geworden und haben eine gemeinsame Wirklichkeitskonstruktion vollzogen. Es etablierte sich ein gemeinsames Verständnis der Paarbeziehung und darüber, wie der Alltag gemeistert wird. Dabei wurde der Nomos bzw. die Paaridentität mal mehr (Anders und Claßen) oder weniger (Berger) stark ausgebildet, was wiederum Einfluss darauf hatte, ob der Corona-Lockdown eine Belastungsprobe als Paar darstellte oder gut gemeistert werden konnte.

In diesem Zusammenhang sollen die Ergebnisse der empirischen Untersuchung nachfolgend noch in Bezug auf die in der Forschung umstrittene These diskutiert werden, nach der die Corona-Krise zu einer „Retraditionalisierung“ der Geschlechterverhältnisse führt (z.B. Allmendinger 2020a, ebd. 2020b). Der Begriff der Retraditionalisierung impliziert, dass es einen Rückschritt hin zu traditionellen Gesellschaftsstrukturen gibt und – konkret – Frauen in die Rolle der Hausfrau gedrängt werden. Doch gerade dies ist bei dem Sample der Doppelkarriere-Paare im Homeoffice in der Pandemie

nicht der Fall. Nur das Paar Anders lebte temporär ein „Hausfrauen-Modell“, lehnt dieses aber eigentlich ab. An die anderen vollzeiterwerbstätigen Frauen im Sample wurde die Anforderung gestellt – bzw. haben sie diese Erwartung internalisiert –, berufstätig zu sein und die „Doppelbelastung“ von Arbeit und Beruf auszuhalten. Die Doppelbelastung rührt daher, dass allgemein – auch unabhängig von der Pandemie – nach wie vor die Frauen bzw. Mütter die Hauptlast der Sorgearbeiten tragen (vgl. z.B. König 2015, 159). Gerade im Homeoffice wird die Doppelbelastung durch die fehlende externe Kinderbetreuung und durch die fehlende räumliche und zeitliche Trennung zur Sorgearbeit verstärkt. Im Sample sind es die Mütter, die doch das Mittagessen organisierten, obwohl die Väter genauso zuständig waren; beurteilten, ob es rechtzeitig fertig war; selbst die Wäsche wuschen aus Angst vor „Unfällen“, wenn der Partner es macht; bei der Tagesmutter nachfragten, was das Kind gerne zu Mittag isst; das Gefühl hatten, die Zeit mit den Kindern genießen zu „müssen“ und ein schlechtes Gewissen hatten, voll erwerbstätig zu sein. Die Aufzählung verdeutlicht alltägliche Beispiele für das ungleiche Arrangement der Aufteilung von Aufgaben, welches nicht erst in der oder durch die Krise entstanden ist, aber im Lockdown wie durch ein „Brennglas“ (Allmendinger 2020b, 45) sichtbar wird. Im Sinne der Theorie des „Doing Gender“ sind es die alltäglichen, oft unbewussten Handlungen und latenten Wirkungsmechanismen, die geschlechterspezifisch gebunden sind und sich perpetuieren. Die Organisation von Care-Arbeit ist deshalb im Kontext des gesellschaftlichen Systems zu sehen, wie Bücken pointiert postuliert:

„Eine Care-Krise ist folglich nicht erst durch die veränderten Care-Bedarfe in der Corona-Pandemie entstanden. Die Care-Krise ist immanent in Gesellschaften, die keine Zeitkultur für die Vielschichtigkeit des menschlichen Zusammenlebens entwickelt haben und vielmehr die Unvereinbarkeit seiner Teilbereiche als natürlich bis unveränderlich hinnimmt. Die Frage ist nicht, wie sich Vereinbarkeit organisieren lässt, sondern wie sich eine Gesellschaft organisieren lässt, in der die Frage danach nur selten auftaucht, weil sie grundsätzlich auf Balance ausgerichtet ist.“ (Bücken 2021, 6)

Insgesamt kann resümiert werden, dass das alltägliche Arrangement während des COVID-19-Lockdowns keinen grundlegenden Bruch im Sinne einer Retraditionalisierung darstellte, sondern die etablierte soziale Ordnung – im doppelten Sinne – fortwirkte. Zum einen wirkt die gesellschaftliche Ordnung, die, wie Bücken darstellt, Vereinbarkeit von Leben und Beruf erschwert, und zum anderen die gewordene Paarkonstellation im Paar selbst. Damit kann die These einer Retraditionalisierung von Geschlechterverhältnissen durch die Pandemie, zumindest für die hier interviewten Doppelkarriere-Paare, nicht bestätigt werden.

7 Reflexion und Ausblick

In diesem Kapitel soll die Arbeit eine kritische Würdigung erfahren. Dabei wird beleuchtet, welchen Erkenntnisgewinn die Untersuchung leistete, aber auch, welche „blinden Flecken“ die Untersuchung aufweist und wie künftige (Geschlechter-)Forschungen an die Untersuchung anschließen könnten.

Das Erkenntnispotential dieser Erhebung lag, im Vergleich zu quantitativen Untersuchungen, darin, hinter das Gesagte, die narrative Selbstinszenierung zu blicken und latente Wissensbestände aufzuzeigen. Es konnte gezeigt werden, dass im Falle des Samples der Doppelkarriere-Paare ein gleichberechtigtes Arrangement selbstverständlich war, sich aber internalisierte, traditionelle Rollenvorstellungen der Frau als Mutter reproduzierten und sie damit einer größeren Belastung im Alltag ausgesetzt war. Als besonders ertragreich erwies sich dabei auch die Analyse der Paarkonstellationen im Werdungsprozess, weil gezeigt werden konnte, dass sich diese auch während der Pandemie im Alltagsarrangement reproduzierten. Damit wurde nicht nur eine Momentaufnahme der derzeitigen Paare gespiegelt, sondern das Paar holistisch, als Produkt der Paarbiografie begriffen. Nicht auf den Grund gegangen konnte dabei der Frage, wie die Paaridentität als solche zustande kommt, welche gesellschaftlichen und kulturellen Mechanismen dabei wirken, und warum sie so einen prägenden Einfluss auf die Wirklichkeit der Paare hat. Auch nicht erläutert werden konnte, welche Rolle Emotionen spielen und wie die Vorstellung von Liebe wirkt. Stattdessen wurde die Paarbeziehung eher technisch als ein System begriffen. Interessante Ansätze zum Thema Liebe, auch in Verbindung mit den gesellschaftlichen Wechselwirkungen, bietet z.B. Illouz (2007).

Ferner gibt es weitere Aspekte, die im Rahmen der vorliegenden Arbeit keine Berücksichtigung finden konnten, aber als Forschungsgegenstand nachfolgender Erhebungen von Interesse sein könnten und im Folgenden aufgezeigt werden sollen. In den drei Interviewfällen wurde das Aushandlungsarrangement als ein „Equally Shared Parenting“ inszeniert. So sehen sich die Partner beide selbstverständlich und einvernehmlich als in gleichem Maße für die Kinderbetreuung verantwortlich (Peukert 2015, 168). Es lassen sich jedoch – so eine mögliche Einordnung der Ergebnisse – Tendenzen des „Maternal Gatekeeping“ identifizieren: „Die Mutter schreibt sich selbst die Hauptverantwortung für die Betreuung des Kindes zu und versucht das Engagement des Vaters zu begrenzen. Der Vater hingegen versteht sich als egalitärer Elternteil und widersetzt sich dem ‚Maternal Gatekeeping‘“ (ebd.). Ein Beispiel dafür ist, dass Ben Berger be-

tont, dass er die Schulaufgabenbetreuung besser gemeistert hat als Birgit, was diese wiederum abstreitet (vgl. B669-677). Wichtig ist bei dem Term des „Maternal Gatekeeping“ zu betonen, dass das väterliche Arrangement dabei nicht absichtlich, sondern unbewusst begrenzt wird aufgrund internalisierter Rollenerwartungen an die Frau als Mutter. Ob diese Kategorisierung als „Maternal Gatekeeping“ wirklich treffend ist, kann im Rahmen dieser Untersuchung jedoch nicht eindeutig beantwortet werden, könnte aber als Ausblick ein Ansatzpunkt für weitere anknüpfende Forschungen sein.

In dieser Arbeit ging es um die Erforschung eines bestimmten Milieus, namentlich der Doppelkarriere-Paare, die damit keine statistische Repräsentativität aller Paare abbilden, auch wenn oft verallgemeinernd von „Frauen“ gesprochen wurde. Deshalb ist ferner auch zu reflektieren, dass das Sample aus heterosexuell lebenden Paaren bestand und mit dem Begriff der Familie die klassische „Kern- oder Kleinfamilie“ (Buschmeyer/Zerle-Elsäßer 2020, 7) und damit das „ideologisch aufgeladene Konstrukt der traditionellen Normalfamilie“ (Jurczyk 2020, 9) impliziert war. Nach Mangold und Schröder werden sowohl fachliche Diskurse als auch die Familienforschung überlagert von „hegemoniale[n] Bilder[n]“ (Mangold/Schröder 2020, 99) sowie „[h]eteronormative[n] Vorannahmen“ (ebd., 100) über Familie und Geschlecht. Wichtig ist deshalb zu betonen und kommende Untersuchungen dafür zu sensibilisieren, dass die Familie als leibliche Mutter-Vater-Kind-Konstellation eine gesellschaftliche Konstruktion ist und es auch plurale, queere Familienmodelle gibt (vgl. dazu z.B. Jurczyk 2020; Buschmeyer/Zerle-Elsäßer 2020; Peukert et al. 2020; Maier 2008; zur „Queer Theory“ vgl. Laufenberg 2019). Dies gilt auch für den Umstand, dass in dieser Arbeit selbstverständlich von „Mann“ und „Frau“ gesprochen und damit eine Binarität der Geschlechter vorausgesetzt wurde, die – ebenso wie die Familie – aber eine gesellschaftliche Konstruktion ist (vgl. z.B. Kuster 2019), wie zu Beginn der Arbeit bereits kurz erwähnt wurde.

Eine weitere kritische Reflexion ist in diesem Zusammenhang dahingehend vorzunehmen, dass der Fokus in der Analyse und Interpretation der Ergebnisse immer wieder bei der Belastung für Mütter lag. Dabei wurde die Dimension des fürsorgenden „aktiven Vaters“ (vgl. Meuser/Behnke 2013) weniger stark berücksichtigt. Peukert kritisiert, dass in sozialwissenschaftlichen Studien das Narrativ des „Hegemonic Mothering“ – der „hegemonialen Mütterlichkeit“ – reproduziert und bereits das Forschungsinteresse und die Analyse auf dessen Erforschung ausgerichtet sind (Peukert 2015, 275). Daher wäre es für kommende Untersuchungen interessant, auch stärker den Blick auf Sorgearbeit und Männlichkeit zu richten, wie es beispielsweise unter dem Konzept der „Caring

Masculinities“ bereits Einzug findet (vgl. dazu Gärtner/Scambor 2020; vgl. auch bei Meuser 2007, 136).

Ferner soll in diesem Zusammenhang noch auf die Rolle der Forschenden bei der Untersuchung hingewiesen werden. Es gilt zu reflektieren, dass ich als Forschende selbst aufgrund geschlechtsspezifischer Sozialisation und den „Präkonstruktionen“ (Bourdieu et al. 1991, 26) bzw. „Präkonzepten“ (Breuer 2003, Abs. 39), das heißt Vermutungen und Vorannahmen über den Untersuchungsgegenstand, beeinflusst werde. So bestand eine Voreinnahme darin, dass vermutet wurde, dass Frauen bzw. Mütter in Paarbeziehungen mehr Sorgearbeiten leisten. Zwar wird bei der dokumentarischen Methode im Zuge des komparativen Verfahrens eine intersubjektive Überprüfbarkeit angestrebt (Nohl 2017, 7ff.), doch kann die Interpretation nie neutral sein, sondern sie ist „standortgebunden“ (vgl. Mannheim 2015, 128). Die Konsequenz im Sinne der Mannheim’schen Wissenssoziologie ist jedoch nicht, die Ergebnisse als subjektiv abzulehnen, sondern sich der Perspektivität bewusst zu machen die spezifische Perspektive transparent zu machen.

Außerdem ist darauf hinzuweisen, dass in dieser Arbeit unterschiedlichen Lebensrealitäten nicht gerecht werden konnte. Unter dem Begriff der „Intersektionalität“ wird der Versuch unternommen miteinander verschränkte Diskriminierungsmechanismen aufzudecken: „Intersektionalität“ konstatiert einen Paradigmenwechsel, in dem die „systematische Berücksichtigung der Wechselwirkungen von Geschlecht, ‚Rasse‘ und Klasse“ (Motakef 2015, 77) Einzug in den wissenschaftlichen Diskurs findet (vgl. auch Degele 2019). Aufgegriffen wurde dieser Aspekt schon unter dem Begriff des „Doing Difference“ von West und Fenstermaker (1995). So ist gerade in der kritischen Auseinandersetzung mit der Konstitution und „Herstellung“ (im Sinne von „Doing“) von Geschlecht im Alltag wichtig zu betonen, dass diese gesellschaftlichen (Macht-)Strukturen unterliegen. Dies ist insofern von Relevanz, als dass es in dieser Erhebung um die Vereinbarkeit von Familie und Beruf im Falle von gut situierten „Weißen“⁷ Akademiker*innen geht. Dabei erleben Frauen und Familien aus anderen Milieus ganz andere Belastungen und (existenzielle) Sorgen. So wird die Haushaltsarbeit von (voll-)erwerbstätigen Frauen bzw. Paaren immer öfter an private Haushalts- und Pflegehilfen „outgesourct“. Bei diesen handelt es sich häufig um Migrantinnen aus Osteuropa, die zudem in vielen Fäl-

⁷ Vgl. zur Reflexion der Bezeichnung des „Weiß“-Seins als gesellschaftliche Konstruktion im Forschungsprogramm der Kritischen Weißseinsforschung, z.B. bei Arndt et al. 2017 [2005].

len irregulär beschäftigt sind (vgl. Motakef 2015, 93f.). Durch dieses Phänomen globaler Betreuungsketten, von Hochschild (2000) als „global chain gap“ bezeichnet (vgl. ebd., 95), entstehen neue Ungleichheiten, die nicht nur horizontal zwischen den Geschlechtern, sondern auch vertikal verlaufen. Auch hier im Sample wurde bei Familie Anders die Haushaltsarbeit vor der Pandemie, als Anja Anders noch erwerbstätig war, teilweise an eine Haushaltshilfe (vgl. A1455f.) externalisiert.

In der Forschung zu den geschlechtsspezifischen Folgen der Pandemie wurde ferner auch gezeigt, dass Alleinerziehende, Migrant*innen und Eltern mit niedriger Bildung einer noch größeren Belastung ausgesetzt waren (vgl. Zinn et al. 2020, 1, 5). Letztgenannte Personengruppe ins Sample aufzunehmen, bot sich jedoch nicht an, da die Möglichkeit des Homeoffice meist mit einem höheren Bildungsabschluss einhergeht. In Kürze sei zudem erwähnt, dass das psychische Wohlbefinden und das Arrangement von Geschlechterverhältnissen in der Pandemie auch davon beeinflusst wurde, ob jemand in Ost- oder Westdeutschland lebt (vgl. Liebig et al. 2020), was jedoch auch im begrenzten Rahmen der Untersuchung nicht berücksichtigt werden konnte. Zusammenfassend sollte daher also bei kommenden Untersuchungen geschlechterspezifischer Ungleichheiten die intersektionale Perspektive Beachtung finden.

8 Fazit

In dieser Arbeit wurde empirisch untersucht, wie berufstätige Eltern ihren Alltag im durch die Corona-Pandemie bedingten „Homeoffice“ als Paar erlebt und Erwerbsarbeit, Kinderbetreuung und Paarbeziehung arrangiert haben. Ziel dieser Arbeit war dabei auch, zu untersuchen, inwiefern die im Paar- und Elternwerdungsprozess etablierte Paarkonstellation auf dieses Arrangement wirkte. Zusammenfassend konnte bei der Analyse der Interviews festgestellt werden, dass der Pandemie-Lockdown keine grundlegende Zäsur im Hinblick auf das alltägliche Arrangement oder das Selbstverständnis der Paare dargestellt hat. Die Notwendigkeit der Neuorganisation des Alltags durch die entfallene externe Kinderbetreuung sowie der Erwerbsarbeit im Homeoffice stellte allerdings eine Belastungsprobe für die Paare dar. Im Sample sticht das Paar Anders heraus: Während sich bei den Paaren Berger und Claßen nichts an der Erwerbstätigkeit in Vollzeit geändert hat, konnte Anja Anders ihren Plan, an ihrer Dissertation zu schreiben, nicht umsetzen. Ernsthaft erprobt wurde ein Arrangement, in dem die Promotion von Anja Platz findet, jedoch nicht. Das Paar stellte positiv heraus, dass sie mehr Zeit als Paar und Familie verbringen konnten. Auch die anderen Paare schätzten im Lock-

down auf der einen Seite die vielen neuen Begegnungspunkte als Familie im Alltag, waren aber auch sehr damit belastet, Homeoffice, Kinderbetreuung und Paarbeziehung zu arrangieren – insbesondere, da mangels Kinderbetreuungsangeboten mehr Sorgearbeiten anfielen.

Insbesondere die Frauen im Sample erlebten eine größere psychische Belastung im Sinne eines „Mental Load“ (Cammarata 2020). Denn trotz nach außen als egalitär inszenierter Aufgabenverteilung innerhalb der Paarbeziehung lagen die „Definitionsmacht“ und das „Management“ für den – wie sie es selbst bezeichneten – „Betrieb Familie“ in allen drei untersuchten Fällen bei den Frauen. Das konnte am prägnanten Beispiel des Mittagessens herausgearbeitet werden. Denn selbst dann, wenn der jeweilige Partner für dieses zuständig war, fiel es den Partnerinnen schwer, die Zuständigkeit vollständig abzugeben und die Ausführung nicht zu bewerten. Insofern konnten die im Forschungsstand angeführten Daten, dass Frauen mehr Familienarbeit leisten, zwar quantitativ nicht eindeutig bestätigt werden. Allerdings zeigte sich qualitativ, dass sie – anders als die Männer – verstärkt das Gefühl der Verantwortung für die Familien- bzw. Sorgearbeiten hatten und sich eher belastet fühlten. Dies lässt sich zurückführen auf explizite sowie internalisierte gesellschaftliche Rollenerwartungen gegenüber Müttern.

Des Weiteren konnte gezeigt werden, dass das Homeoffice Tendenzen der Entgrenzung befördert und, dass die fehlende zeitliche und räumliche Trennung von Privatleben bzw. Familienleben und Arbeit zur Belastung werden kann. Um den Alltag zu meistern, haben die Paare diesen ökonomisiert, das heißt ihre private Lebensführung „verbetrieblicht“. Eine weitere spannende Erkenntnis bei der Analyse der Interviewdaten war auch, dass die Partnerinnen im Sample die Vereinbarkeit von Familie und Beruf als ihre individuelle Aufgabe sahen, während die Partner die Politik dafür verantwortlich machten.

Herausgearbeitet wurde in Rekurs auf die Forschungsfrage, dass die etablierten Paarstrukturen im Paar- und Elternwerdungsprozess Pandemie prägend waren für das alltägliche Arrangement während der Pandemie. So kannten sich die Paare schon während ihres Kennenlernens nur in der Rolle des*der „Karrierefrau/-mannes“, die insofern auch während der Pandemie selbstverständlich war. Auch die Elternzeit wurde bei allen aufgeteilt und von den Vätern im Vergleich zu statistischen Daten überproportional lange in Anspruch genommen. Dass sie sich auch in der Pandemie die Sorgearbeit teilen, ist daher ebenso eine Selbstverständlichkeit.

Wichtig war, inwiefern eine „Nomos-Bildung“ (vgl. Berger/Kellner 1965) stattfand bzw. eine „Paaridentität“ (Maier 2008) ausgebildet wurde. So war bei den Paaren An-

ders und Claßen die Paaridentität sehr stark herausgebildet, sodass sie sich als eine Einheit, als ein „Wir“ begriffen. Je mehr im Interview eine „Wir“-Perspektive nach außen vermittelt wurde, umso eher wurde ein harmonisches, gleichberechtigtes Bild der Paarbeziehung präsentiert. Daher stellte sich das Interview mit dem Paar Berger als besonders interessant heraus, da – so der Eindruck – weniger Wert auf die Präsentationsfassade in der Interviewsituation gelegt wurde. Vielmehr wurde beim Paar Berger eine „Ich“- als eine „Wir“-Perspektive eingenommen. Konflikte wurden bei diesem Paar in der Interviewsituation sichtbar und teilweise auch in dieser ausgetragen, was das Alltagsleben in der Pandemie deutlicher widerspiegelt.

Die These einer Retraditionalisierung der Geschlechterverhältnisse durch die Pandemie, wie sie im Forschungsstand aufgeworfen wurde, konnte für das Sample der Doppelkarriere-Paare eher nicht bestätigt werden. Nur beim Paar Anders war Anja temporär nicht erwerbstätig und nahm ausschließlich die Rolle der Hausfrau ein, dieses Arrangement sollte jedoch nicht dauerhaft sein, sodass es nicht als eine Retraditionalisierung gedeutet werden kann. An der Vollzeitenerwerbstätigkeit der anderen Mütter aus dem Sample änderte sich jedoch nichts. Und gerade auch an der Aufgabenverteilung hat sich durch die Pandemie nichts grundlegend verändert, was die Untersuchung der Paar-konstellation im Werdungsprozess herausgestellt wurde. Es zeigte sich immer wieder die doppelte Realitätsebene von Mikro- und Makrostrukturen: Die im Paar selbst geschaffene soziale Ordnung reproduziert sich, aber auch auf gesellschaftlicher Ebene bestehen geschlechtsspezifische Vorstellungen von Paarbeziehungen und Familien fort, die wiederum auf die Paare wirken. Denn einerseits verstehen sich die Paare als gleichberechtigt, andererseits reproduzieren sie geschlechtsspezifische Normen, in denen sich die Mutter vornehmlich für die Reproduktionssphäre verantwortlich fühlt.

Heute, im Spätsommer 2021, anderthalb Jahre nach dem ersten Corona-Lockdown, ist die Pandemie noch immer nicht überwunden. Das Forschungsthema hat während der Untersuchung nicht an Relevanz verloren (vgl. aktuell z.B. Jessen et al. 2021; Buschmeyer et al. 2021). Immer wieder mussten Schulen und Kitas geschlossen und Kinder zu Hause betreut werden, musste von zu Hause gearbeitet und die Paarbeziehung auf die sich ständig wechselnde Situation angepasst werden. Ob sich durch die wiederholten Lockdowns und die Arbeit im Homeoffice langfristig etwas an der geschlechtlichen Arbeitsteilung von Erwerbsarbeit, Kinderbetreuung und Partnerschaft ändert, steht noch aus. Einerseits hat die Analyse gezeigt, dass die Strukturen festgefahren sind und gerade die vermeintliche Egalität in der Partnerschaft reale Ungleichheiten

und psychische Belastungen einer Partnerin (oder eines Partners) verdeckt. Andererseits kann, wie einige im Forschungsstand aufgeführte Autor*innen betonen (vgl. z.B. Boll/Schüller 2020), die Hoffnung auf einen sozialen Wandel bestehen. So wird teilweise postuliert, dass aufgrund der lockdownbedingt erhöhten Konfrontation mit der Doppelbelastung durch Kinderbetreuung und Erwerbsarbeit nun auch Männer vermehrt Vereinbarkeitsansprüche stellen und so auch die Politik mehr dafür sensibilisiert werden könnte, dass die Vereinbarkeit von Familie und Beruf nicht eine individuelle Aufgabe sein sollte.

Am Ende dieser Arbeit soll noch die Überlegung unternommen werden, was die einzelnen Paare – die ja bereits ein egalitäres Selbstverständnis aufweisen – im Rahmen ihrer Paarbeziehung selbst tun könnten, um dem Problem des Mental Load der Frauen im Alltag zu begegnen. Einen konkreten Lösungsvorschlag hierfür zeigt Cammarata auf: Sie schlägt vor, ausführliche To-do-Listen zu schreiben, um so alle – auch oftmals bis dahin unbewusst verrichteten – Aufgaben aufzuzeigen und anschließend unter den Partner*innen aufzuteilen (vgl. Cammarata 2020, 77-99). Dadurch könnte den Vätern bewusst gemacht werden, unter welcher mentalen Belastung die Mütter stehen, wenn sie die alltäglichen Aufgaben alleine managen zu müssen. Denn es geht für viele Frauen, wie bei den hier untersuchten, eben nicht darum, „irgendwie“ das Mittagessen zuzubereiten, sondern dabei für eine möglichst gesunde Ernährung zu sorgen. Transparent und konkret zu machen, welche Aufgaben es im Alltag gibt, könnte Abhilfe schaffen und den Mental Load der Frauen reduzieren. So hatte z.B. das Paar Claßen unterschiedliche Vorstellungen davon, wann die Wohnung ordentlich ist (vgl. C1007-1012). Sich klar zu machen, wann Clara die Wohnung als ordentlich empfindet und was Carsten unter Ordnung versteht und sich dann bei der Aufteilung der konkreten Aufgaben im Rahmen eines bewussten Aushandlungsprozesses in der Mitte zu treffen, könnte ein möglicher Weg „raus aus der Mental-Load-Falle“ für die Paare sein (Cammarata 2020). Letztlich dürfte eine solche, bewusste Aushandlungsprozesse voraussetzende Praxis im Alltag nur für diejenigen Paare ernsthaft in Betracht kommen, die ohnehin bereits ein egalitäres Rollenverständnis aufweisen. Außerdem kann eine individuelle, nach Gleichheit strebende Praxis einzelner Individuen einen politischen und gesellschaftlich-kulturellen Wandel nicht ersetzen, sondern nur die Symptome im Einzelfall bekämpfen. Denn selbst bei Paaren mit egalitärem Rollenverständnis wirken traditionelle Geschlechternormen – als Ursache – fort, wie anhand der untersuchten Paar-Arrangements in der COVID-19-Pandemie gezeigt werden konnte.

Tabellenverzeichnis

| | |
|--|----|
| Tabelle 1: Übersicht der Kurzdarstellung der Interview-Paare zum Zeitpunkt der Befragung (September bis Oktober 2020)..... | 31 |
| Tabelle 2: Übersicht der Paarkonstellationen im Paar- und Elternwerdungsprozess | 44 |
| Tabelle 3: Übersicht der Analyseergebnisse des alltäglichen Arrangements während der Pandemie | 72 |

Literaturverzeichnis

- Abels, Heinz (2019 [2001]): Einführung in die Soziologie. Band 2: Die Individuen in ihrer Gesellschaft. 5. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Abels, Heinz (2020): Soziale Interaktion. Wiesbaden: Springer VS.
- Allmendinger, Jutta (2020a): Die Frauen verlieren ihre Würde. In: <https://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2020-05/familie-corona-krise-frauen-rollenverteilung-rueckentwicklung> [18.5.20].
- Allmendinger, Jutta (2020b): Zurück in alte Rollen. Corona bedroht die Geschlechtergerechtigkeit. WZB Mitteilungen Nr. 168. <https://bibliothek.wzb.eu/artikel/2020/f-23092.pdf> [5.8.21].
- Arndt, Susan/Eggers, Maureen M./Kilomba, Grada/Piesche, Peggy (2017 [2005]): Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. 4. Aufl. Münster: Unrast.
- Aunkofer, Stefanie/Wimbauer, Christine/Neumann, Benjamin/Meuser, Michael/Sabisch, Katja (2019): Väter in Elternzeit. Deutungen, Aushandlungen und Bewertungen von Familien- und Erwerbsarbeit im Paar. In: Berliner Journal für Soziologie 29, 93-125. DOI: 10.1007/s11609-019-00391-5.
- Beauvoir, Simone de (1992 [1949]): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Übersetzt von Uli Aumüller und Grete Osterwald. Hamburg: Rowohlt.
- Behnke, Cornelia/Meuser, Michael (2002): Zwei Karrieren, eine Familie – Vereinbarkeitsmanagement bei Doppelkarrierepaaren. Dortmund, Lehrstuhl Allgemeine Soziologie, Universität Dortmund, Projekt Doppelkarrierepaare. http://www.hitzler-soziologie.de/pdf/dcc_arb_bericht.pdf [15.9.21].
- Behnke, Cornelia/Meuser, Michael (2003): Vereinbarkeitsmanagement. Die Herstellung von Gemeinschaft bei Doppelkarrierepaaren. In: Soziale Welt 54(2), 163-174. <https://www.jstor.org/stable/40878408> [1.9.21].
- Behnke, Cornelia/Meuser, Michael (2005a): Vereinbarkeitsmanagement. Zuständigkeiten und Karrierechancen bei Doppelkarrierepaaren. In: Heike Solga und Christine Wimbauer (Hg.): ‚Wenn zwei das Gleiche tun...‘ – Ideal und Realität sozialer (Un)Gleichheit in Dual Career Couples. Opladen: Barbara Budrich, 123–139.

- Behnke, Cornelia/Meuser, Michael (2005b): Modernisierte Geschlechterverhältnisse? Entgrenzung von beruf und Familie bei Doppelkarrierepaaren. In: Karin Gottschall und G. Günter Voß (Hg.): Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag. 2. Aufl. München/Mering: Rainer Hampp, 285-306.
- Behnke, Cornelia/Meuser, Michael (2013): „Aktive Vaterschaft“. Geschlechterkonflikte und Männlichkeitsbilder in biographischen Paarinterviews. In: Peter Loos, Arnd-Michael Nohl, Aglaja Przyborski und Burkhard Schäffer (Hg.): Dokumentarische Methode. Grundlagen – Entwicklungen – Anwendungen. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, 75-91.
- Berger, Peter L./Kellner, Hansfried (1965): Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Abhandlung zur Mikrosoziologie des Wissens. In: Soziale Welt 16 (3), 220–235.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (2004 [1966]): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. 20. Aufl. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Blumer, Herbert (2009 [1969]): Symbolic Interactionism: Perspective and Method. Berkeley: University of California Press.
- Bohnsack, Ralf (1993): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Sozialforschung. Opladen: Leske + Budrich.
- Bohnsack, Ralf (2013): Typenbildung, Generalisierung und komparative Analyse: Grundprinzipien der dokumentarischen Methode. In: Ders., Iris Nentwig-Gesemann und Arnd-Michael Nohl (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 241-270.
- Bohnsack, Ralf (2017): Praxeologische Wissenssoziologie. Opladen/Toronto: Barbara Budrich.
- Bohnsack, Ralf/Geimer, Alexander/Meuser, Michael (Hg.) (2018): Hauptbegriffe Qualitative Sozialforschung. 4. Aufl. Opladen/Toronto: Barbara Budrich.
- Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann/Nohl, Arnd-Michael (2013): Einleitung: Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. In: Dies. (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 9-32.

- Bohnsack, Ralf/Nohl, Arnd-Michael (2013): Exemplarische Textinterpretation: Die Sequenzanalyse der dokumentarischen Methode. In: Dies. und Iris Nentwig-Gesemann (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 325-330.
- Bohnsack, Ralf/Schäffer, Burkhard (2013): Exemplarische Textinterpretation: Diskursorganisation und dokumentarische Methode. In: Ralf Bohnsack, Iris Nentwig-Gesemann und Arnd-Michael Nohl (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 331-346.
- Boll, Christina (2020): Zurück in alte Rollen? In: DJI Impulse 2, 51-55.
- Boll, Christina/Schüller, Simone (2020): Die Lage ist ernst, aber nicht hoffnungslos – empirisch gestützte Überlegungen zur elterlichen Aufteilung der Kinderbetreuung vor, während und nach dem COVID-19 Lockdown. In: SOEPPapers on Multidisciplinary Pandel Data Research 1089, 1-29.
- Bonß, Wolfgang/Dimbath, Oliver/Maurer, Andrea/Nieder, Ludwig/Pelizäus-Hoffmeier/Schmid, Michael (Hg.) (2013): Handlungstheorie. Eine Einführung. Bielefeld: transcript.
- Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre/Chamboredon, Jean-Claude/Passeron/Jean-Claude (1991 [1968]): Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis. Berlin/New York: Walter de Gruyter.
- Breuer, Franz (2003): Subjekthaftigkeit der sozial-/wissenschaftlichen Erkenntnistätigkeit und ihre Reflexion: Epistemologische Fenster, methodische Umsetzungen. In: Forum: Qualitative Sozialforschung 4 (2), Art. 25.
- Bücker, Theresa (2021): Zeit, die es braucht. Care-Politik als Zeit-Politik. In: Aus Politik und Zeitgeschehen 70 (45), 357-368.
- Bujard, Martin/Laß, Inga/Diabaté, Sabine/Sulak, Harun/Schneider, Norbert F. (2020): Eltern während der Corona-Krise. Zur Improvisation gezwungen. In: BIB.BEVÖLKERUNGS.STUDIEN 1. https://www.bib.bund.de/Publikation/2020/pdf/Eltern-waehrend-der-Corona-Krise.pdf?__blob=publicationFile&v=7 [4.8.21].

- Bünning, Mareike/Hipp, Lena/Munnes, Stefan (2020): Erwerbsarbeit in Zeiten von Corona. WZB Ergebnisbericht. <http://hdl.handle.net/10419/216101> [14.9.20].
- Burkart, Günter (2018): Soziologie der Paarbeziehung. Wiesbaden: Springer VS.
- Buschmeyer, Anna/Ahrens, Regina/Zerle-Elsäßer, Claudia (2021): Wo ist das (gute) alte Leben hin? Doing Family und Vereinbarkeitsmanagement in der Corona Krise. In: GENDER 13 (2), 11-28.
- Buschmeyer, Anna/Zerle-Elsäßer, Claudia (2020): Einleitung: Komplexe Familienverhältnisse – Familie und Geschlecht im Wechselverhältnis. In: Dies. (Hg.): Komplexe Familienverhältnisse. Wie sich das Konzept ‚Familie‘ im 21. Jahrhundert wandelt. Münster: Westfälisches Dampfboot, 7-19.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M.
- Cammarata, Patricia (2020): Raus aus der Mental Load-Falle. Wie gerechte Arbeitsteilung in der Familie gelingt. Weinheim/Basel: Beltz.
- Carstensen, Tanja/Klein, Isabel (2020): Unsichtbare Arbeit: geschlechtersoziologische Perspektiven auf Verfestigungen und Neuverhandlungen von Ungleichheiten am Beispiel von Digitalisierung, körpernahen Dienstleistungen und der Corona- Pandemie. In: AIS-Studien 13 (2), 61-77. DOI: 10.21241/ssoar.70988.
- Degele, Nina (2019): Intersektionalität: Perspektiven der Geschlechterforschung. In: Beate Kortendiek, Birgit Riegraf und Katja Sabisch (Hg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Band 65: Geschlecht und Gesellschaft. Wiesbaden: Springer VS, 341-348.
- Domscheit-Berg, Anke (2016): Familienpolitik in Ost- und Westdeutschland und ihre langfristigen Auswirkungen. <https://www.boell.de/de/2016/11/09/familienpolitik-ost-und-westdeutschland-und-ihre-langfristigen-auswirkungen> [18.8.21].
- Fischer, Gabriele (2017): Mutter, Rabenmutter, Rebell, Chirurgin – kritische Positionierungen zwischen Macht und Ermächtigung. Eine anerkennungstheoretische Perspektive auf die Matrix Erwerbsarbeit, Care-Verhältnisse und Geschlechternormen. In: Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien 23/1, 71-86.
- Garfinkel, Harold (1984 [1967]): Studies in Ethnomethodology. Cambridge: Polity Press.
- Gärtner/Marc/Scambor, Elli (2020): Über Männlichkeiten und Sorgearbeit. In: Aus Politik und Zeitgeschehen 70 (45), 22-27.

- Gildemeister, Regine (2019): Doing Gender: Eine mikrotheoretische Annäherung an die Kategorie Geschlecht. In: Beate Kortendiek, Birgit Riegraf und Katja Sabisch (Hg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Band 65: Geschlecht und Gesellschaft. Wiesbaden: Springer VS, 419-417.
- Helfferrich, Cornelia (2011): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. 4. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Helfferrich, Cornelia (2017): Familie und Geschlecht. Eine neue Grundlegung der Familiensoziologie. Opladen/Toronto: Barbara Budrich.
- Heß, Pamela (2010): Geschlechterkonstruktion nach der Wende. Auf dem Weg einer gemeinsamen Politischen Kultur? Wiesbaden: Springer VS. <https://link.springer.com/book/-10.1007%2F978-3-531-92202-7> [13.2.2020].
- Hirschauer, Stefan/Hoffmann, Anika/Stange, Annekathrin (2015): Paarinterviews als teilnehmende Beobachtung. Präsenze Abwesende und zuschauende DarstellerInnen im Forschungsgespräch. In: Forum: Qualitative Sozialforschung 16 (3), Art. 30.
- Hochschild, Arlie R. (2000): Global Care Chains and Emotional Surplus Value. In: Anthony Giddens und Will Hutton (Hg.): On the Edge. Living with Global Capitalism. London: Jonathan Cape, 130-146.
- Illouz, Eva (2007): Liebe in Zeiten des Kapitalismus. Adorno-Vorlesungen 2004. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Jakob, Mark (2019): Familienbilder. Sozialer Wandel, Wissenschaft und Familienpolitik in der BRD 1954-1982. Wiesbaden. <https://link.springer.com/book/10.1007%2F978-3-531-19004-4> [18.8.21].
- Jessen, Jonas/Spieß, C. Katharina/Wrohlich, Katharina (2020): Sorgearbeit während der Corona-Pandemie: Mütter übernehmen größeren Anteil – vor allem bei schon zuvor ungleicher Aufteilung. In: DIW Wochenbericht 9, 131-139. DOI: 10.18723/diw_wb:2021-9-1
- Jurczyk, Karin/Schier, Michaela/Szymenderski, Peggy/Lange, Andrea/Voß, G. Günter (2009): Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung. Berlin: edition sigma.
- Jurczyk, Karin: (2020): Einführung. In: Dies. (Hg.): Doing und UnDoing Family. Konzeptionelle und empirische Entwicklungen. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, 7-25.
- Kaufmann, Jean-Claude (1994 [1992]): Schmutzige Wäsche. Zur ehelichen Konstruktion von Alltag. 2. Aufl. Konstanz: UVK.

- Kohlrausch, Bettina/Zucco, Aline (2020): Die Corona-Krise trifft Frauen doppelt. Weniger Erwerbseinkommen und mehr Sorgearbeit. In: Policy Brief WSI Nr. 40. https://www.boeckler.de/pdf/p_wsi_pb_40_2020.pdf [15.5.20].
- König, Tomke (2015): Familien-Ideale, Regulierungen einer privaten Lebensform. In: Uta Meier-Gräwe (Hg.): Die Arbeit des Alltags. Gesellschaftliche Organisation und Umverteilung. Wiesbaden: Springer VS, 151-164.
- Koppetsch, Cornelia/Burkart, Günter (1997): Die Illusion der Emanzipation: Zur häuslichen Arbeitsteilung in Partnerschaften. In: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.): Differenz und Integration: die Zukunft moderner Gesellschaften. Opladen: Westdeutscher Verlag, 415-418.
- Koppetsch, Cornelia/Burkart, Günter (1999): Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechternormen im Milieuvergleich. Konstanz: UVK.
- Krohn, Philipp (2021): Retraditionalisierung? Care-Arbeit und Geschlechterverhältnisse in der Corona-Krise. In: Aus Politik und Zeitgeschehen 70 (45), 369-377.
- Kruse, Jan (2015): Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz. 2. Aufl. Weinheim: Beltz Juventa.
- Kubisch, Sonja (2008): Habituelle Konstruktion sozialer Differenz. Eine rekonstruktive Studie am Beispiel von Organisationen der freien Wohlfahrtspflege. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kuster, Friederike (2019): Mann – Frau: die konstitutive Differenz der Geschlechterforschung. In: Beate Kortendiek, Birgit Riegraf und Katja Sabisch (Hg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Band 65: Geschlecht und Gesellschaft. Wiesbaden: Springer VS, 3-12.
- Laufenberg, Mike (2019): Queer Theory: identitäts- und machtkritische Perspektiven auf Sexualität und Geschlecht. In: Beate Kortendiek, Birgit Riegraf und Katja Sabisch (Hg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Band 65: Geschlecht und Gesellschaft. Wiesbaden: Springer VS, 331-340.
- Lenz, Karl (2009): Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung. 4. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Liebig, Stefan/Buchinger, Laura/Entringer, Theresa/Kühne, Simone (2020): Ost- und Westdeutschland in der Corona-Krise: Nachwendegeneration im Osten erweist sich als resilient. In: DIW Wochenbericht, Nr. 38, 721-730. DOI: 10.18723/diw_wb:2020-38-5 [19.8.21].

- Maier, Maja S. (2008): Paaridentitäten. Biografische Rekonstruktion homosexueller und heterosexueller Paarbeziehungen im Vergleich. Weinheim/München: Juventa.
- Maihofer, Andreas (2014): Familiäre Lebensformen zwischen Wandel und Persistenz. Eine zeitdiagnostische Zwischenbetrachtung. In: Cornelia Behnke, Diana Lengersdorf und Sylka Scholz (Hg.): Wissen – Methode – Geschlecht. Erfassen des fraglos Gegebenen. Wiesbaden: Springer VS, 313-334.
- Mangold, Katharina/Schröder/Julia (2020): Familie im Wandel? – Verunmöglichungen der Pluralisierung. In: Anna Buschmeyer und Claudia Zerle-Elsäßer (Hg.): Komplexe Familienverhältnisse. Wie sich das Konzept ‚Familie‘ im 21. Jahrhundert wandelt. Münster: Westfälisches Dampfboot, 87-105.
- Mannheim, Karl (2015 [1929]): Ideologie und Utopie. 9. erw. Aufl., Frankfurt a. M.: Rote Reihe Klostermann.
- Marchart, Oliver (2013): Die Prekarisierungsgesellschaft. Prekäre Proteste. Politik und Ökonomie im Zeichen der Prekarisierung. Bielefeld: transcript.
- McRobbie, Angela (2010): Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes. Hg. von Sabine Hark und Paula-Irene Villa. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mead, George H. (1967 [1934]): Mind, Self, and Society. From the Standpoint of a Social Behaviorist. Hg. von Charles W. Morris. Chicago: Chicago University Press.
- Meier-Gräwe, Uta (2020): Wirtschaft neu ausrichten. Wege in eine care-zentrierte Ökonomie. In: Aus Politik und Zeitgeschehen 70 (45), 28-34.
- Mergener, Alexandra (2020): Berufliche Zugänge zum Homeoffice. Ein tätigkeitsbasierter Ansatz zur Erklärung von Chancenungleichheit bei Homeofficezugang. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1-24.
- Métrailleur, Michèle (2018): Paarbeziehungen bei der Pensionierung. Partnerschaftliche Aushandlungsprozesse der nachberuflichen Lebensphase. Wiesbaden: Springer VS.
- Meuser, Michael (2007): Vereinbarkeit von Beruf und Familie – ein Problem für Männer? Familie und Lebensverlaufsplanungen bei Männern. In: Eva Barlösius und Daniela Schiek (Hg.): Demographisierung des Gesellschaftlichen. Analysen und Debatten zur demographischen Zukunft Deutschlands. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 135-152.

- Meuser, Michael (2016a): Entgrenzung von Erwerbsarbeit und Familie. Neubestimmung der Position des Mannes in der Familie? In: Diana Lengersdorf und Michael Meuser (Hg.): Männlichkeiten und der Strukturwandel von Erwerbsarbeit in globalisierten Gesellschaften. Diagnosen und Perspektiven. Weinheim/München: Beltz Juventa, 159-179.
- Meuser, Michael (2016b): Interview mit Michael Meuser: „Der neue Vater entpuppt sich erst“. Die Geschlechtersoziologie über neue Vorstellungen von Vaterschaft und Männlichkeit. In: DJI Impulse 1, 8-10.
- Meyer-Schoppa, Heike (2004): Zwischen „Nebenwiderspruch“ und „revolutionärem Entwurf“: emanzipatorische Potentiale sozialdemokratischer Frauenpolitik 1949-1989. Herbolzheim: Centaurus.
- Misoch, Sabine (2019): Qualitative Interviews. 2. Aufl. Berlin/Boston: Walter de Gruyter.
- Möhring, Katja/Naumann, Elias/Reifenscheid, Maximiliane/Blom, Annelies G./Wenz, Alexander/Rettig, Tobias/Lehrer, Roni/Kreger, Ulrich/Juhl, Sebastian/Friedel, Sabine/Fokel, Marina/Cornesse, Carina (2020): Die Mannheimer Corona-Studie: Schwerpunktbericht zu Erwerbstätigkeit und Kinderbetreuung. https://www.uni-mannheim.de/media/Einrichtungen/gip/Corona_Studie/2020-04-05_Schwerpunktbericht_Erwerbstaetigkeit_und_Kinderbetreuung.pdf [8.6.20].
- Motakef, Mona (2015): Prekarisierung. Bielefeld: transcript.
- Mühl, Melanie (2020): Frauen putzen, Männer trinken Bier. In: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/wie-die-corona-pandemie-partnerschaften-beeinflusst-17047436.html> [6.9.21].
- Nohl, Arnd-Michael (2017): Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Peukert, Almut (2015): Aushandlungen von Paaren zur Elternzeit. Arbeitsteilung unter neuen Vorzeichen? Wiesbaden: Springer VS.
- Peukert, Almut/Teschlade, Julia/Wimbauer, Christine/Motakef, Mona/Hilzleithner, Elisabeth (Hg.) (2020): Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit. GENDER Sonderheft 5. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich.
- Power, Nina (2011): Die eindimensionale Frau. Berlin: Merve.

- Przyborski, Aglaja (2004): Gesprächsanalyse und dokumentarische Methode. Qualitative Auswertung von Gesprächen, Gruppendiskussionen und anderen Diskursen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Przyborski, Aglaja/Slunecko, Thomas (2010): Dokumentarische Methode. In: Günter Mey und Katja Mruck (Hg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 627-642.
- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2014): Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch. 4. Aufl. München: Oldenburg Wissenschaftsverlag.
- Riegraf, Birgit (2019): Care, Care-Arbeit und Geschlecht: Gesellschaftliche Veränderungen und theoretische Auseinandersetzungen. In: Beate Kortendiek, Birgit Riegraf und Katja Sabisch (Hg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Band 65: Geschlecht und Gesellschaft. Wiesbaden: Springer VS, 763-772.
- Rosa, Hartmut/Strecker, David/Kottmann, Andrea (2009): Soziologische Theorien. Konstanz: UTB.
- Ruiner, Caroline (2010): Paare im Wandel. Eine qualitative Paneluntersuchung zur Dynamik des Verlaufs von Paarbeziehungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Rusconi, Alessandra/Wimbauer, Christine (2013): Paare und Ungleichheit(en) – eine Einleitung. In: GENDER Sonderheft 2. Hg. Von Alessandra Rusconi, Christine Wimabauer, Mona Motakef, Beate Kortendiek und Peter A. Berger. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, 10-36.
- Schäfer, Nadine (2003): Familienbilder in Ost- und Westdeutschland. Ein Einblick in den Lebensalltag ost-westdeutscher Paare. In: Geschlechterverhältnisse in Deutschland. Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung 7, 60-86.
- Schier, Michaela/Jurczyk, Karin (2007): „Familie als Herstellungsleistung“ in Zeiten der Entgrenzung. In: Aus Politik und Zeitgeschehen 34. Hg. von der Bundeszentrale für politische Bildung, 1-5. <https://www.bpb.de/apuz/30290/familie-als-herstellungsleistung-in-zeiten-der-entgrenzung> [25.6.20].
- Schittenhelm, Karin (2009): Qualitatives Sampling. Strategien und Kriterien der Fallauswahl. In: Enzyklopädie Erziehungswissenschaft Online. Fachgebiet Methoden der empirischen erziehungswissenschaftlichen Forschung, Schritte im Forschungsprozess. Hg. von Sabine Maschke und Ludwig Stecher. Weinheim/München: Juventa, 1-29. DOI: 10.3262/EEO07090026.

- Schütz, Alfred (1974 [1932]): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Speck, Sarah (2020): Zuhause arbeiten. Eine geschlechtersoziologische Betrachtung des „Homeoffice“ im Kontext der Corona-Krise. In: Michael Volkmer und Karin Werner (Hg.): Die Corona-Gesellschaft. Analysen zur Lag und Perspektiven für die Zukunft. Bielefeld: transcript, 135-141.
- Vorsamer, Barbara (2020): Sind so brave Kinder. In: SZ.de. <https://www.sueddeutsche.de/medien/kolumne-abspann-sind-so-brave-kinder-1.4913760> [18.8.21].
- Voß, G. Günter (2007): Subjektivierung von Arbeit und Arbeitskraft. Die Zukunft der Beruflichkeit und die Dimension Gender als Beispiel Subjektivierung von Arbeit und Arbeitskraft. In: Brigitte Aulenbacher, Maria Funder, Heike Jacobsen und Susanne Völker (Hg.): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 97-113.
- Weber, Max (1972 [1921]): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Tübingen: J.C.B. Mohr.
- West, Candace/Zimmerman, Don (1987): Doing Gender. In: Gender & Society 1 (2), 125-151.
- West, Candace/Fenstermaker, Sarah (1995): Doing Difference. In: Gender & Society, 9 (1), 8-37.
- Wimbauer, Christine (2012): Wenn Arbeit Liebe ersetzt. Doppelkarriere-Paare zwischen Anerkennung und Ungleichheit. Frankfurt/New York: Campus.
- Wimbauer, Christine/Motakef, Mona (2017a): Das Paarinterview in der soziologischen Paarforschung. Method(olog)ische und forschungspraktische Überlegungen. In: Forum: Qualitative Sozialforschung 18 (2), Art. 4.
- Wimbauer, Christine/Motakef, Mona (2017b): Das Paarinterview. Methodologie – Methode – Methodenpraxis. Wiesbaden: Springer VS.
- Wimbauer, Christine/Motakef, Mona (2020): Prekäre Arbeit, prekäre Liebe. Über Anerkennung und unsichere Lebensverhältnisse. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Winker, Gabriele (2015): Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft. Bielefeld: transcript.
- Zinn, Sabine/Kreyenfeld, Michaela/Bayer, Michael (2020): Kinderbetreuung in Corona-Zeiten: Mütter tragen die Hauptlast, aber Väter holen auf. In: DIW aktuell 51, 1-6. <https://www.econstor.eu/handle/10419/222881?locale=de> [3.9.21].

Selbstständigkeitserklärung

Ich versichere, dass ich die schriftliche Ausarbeitung selbstständig angefertigt und keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel benutzt habe. Alle Stellen, die dem Wortlaut oder dem Sinn nach (inkl. Übersetzungen) anderen Werken entnommen sind, habe ich in jedem einzelnen Fall unter genauer Angabe der Quelle (einschließlich des World Wide Web sowie anderer elektronischer Datensammlungen) deutlich als Entlehnung kenntlich gemacht. Dies gilt auch für angefügte Zeichnungen, bildliche Darstellungen, Skizzen und dergleichen. Ich nehme zur Kenntnis, dass die nachgewiesene Unterlassung der Herkunftsangabe als versuchte Täuschung gewertet wird.

Siegen, 13. September 2021